

Literaturpanorama Nr. 5-6, 3. Jahrgang vom 15. Mai 2023
der Vogtländischen Literaturgesellschaft „Julius Mosen“
von Prof. Dr. Rüdiger Bernhardt

Liebe Mitglieder unserer *Literaturgesellschaft*, liebe Freunde,

die neue Ausgabe des *Literaturpanoramas* sieht sich mit einer Vielzahl von Ereignissen und Materialien konfrontiert, sodass ich mich gezielt und bevorzugt auf bereits angekündigten Themen oder plötzlich eingetretene Ereignisse konzentriere, aber der Umfang dennoch beträchtlich überschritten wird. Das bedeutet z.B., dass der Leipziger Buchmesse, die vom 21.-24. März 2023 stattfand, weniger Platz eingeräumt werden kann als notwendig wäre, zudem sie seit drei Jahren Zwangspause gehabt hat.

Wenn **Christoph Heins** neuem Roman besondere Aufmerksamkeit gehört, u.a. durch zwei Rezensionen, heißt das, auf ein außergewöhnliches Buch-Ereignis im Umfeld der Messe aufmerksam zu machen. Der Kritiker Denis Schreck, bekannt für seine Verrisse in *Druckfrisch* zu später Fernsehzeit, hatte am 3. Mai in Chemnitz „die 30 tollen Bücher“ vorgestellt; Christoph Heins neuer Roman findet sich erstaunlicherweise nicht darunter, doch es fällt einem rechtzeitig ein, dass „tolles Buch“ auch nicht unbedingt die Bezeichnung für ein literarisch gutes Buch sein muss oder es nur in besonderer Weise ist, vielleicht nicht literarisch. Deshalb wird hier das Besondere von Heins Roman *Unterm Staub der Jahre* aus verschiedenen Perspektiven beschrieben. Der Schriftsteller hat mehrere Meinungen ausgelöst, auch bei den Lesungen im Zusammenhang mit dem Roman. Unsere Leserin Birgit Decker, Gymnasiallehrerin in Halle (S.), hat eine solche Lesung besucht, beschrieben, auch Bilder geschickt.

Am 1. April 2023 erhielt die Berliner Schriftstellerin und Regisseurin **Jenny Erpenbeck** den Stefan-Heym-Preis dieses Jahres. Sie stammt nicht nur aus einer bekannten, mit Literatur vertrauten Familie, zu der Fritz Erpenbeck, Schriftsteller und Kritiker, und seine Frau Hedda Zinner, Schriftstellerin, gehörten, sondern auch John Erpenbeck, Schriftsteller und Naturwissenschaftler und Doris Erpenbeck, Übersetzerin aus dem Arabischen und Literaturwissenschaftlerin.

Literaturpanorama hat sich mit Jenny Erpenbecks Schaffen aufmerksam beschäftigt; im *Literaturpanorama* 2022, Nr. 1 steht eine ausführliche Besprechung des Romans *Kairos*. Auf den großartigen Roman von 2012 sei anlässlich der Auszeichnung nochmals und wieder einmal hingewiesen, weil er die Familiengeschichte Jenny Erpenbecks thematisiert:

Jenny Erpenbeck: *Aller Tage Abend*. Roman. München: Albrecht Knaus Verlag, 2012, 285

Als Frau Hoffmann 1992 einen Tag nach ihrem neunzigsten Geburtstag stirbt, ist es der fünfte Tod der 1902 Geborenen. Das Ende der von ihr verfochtenen Ideen ist es nicht; das bedarf der Erklärung. Frau Hoffmann, eine mit dem Nationalpreis ausgezeichnete Schriftstellerin, stirbt im Pflegeheim. Im Buch ist sie zuerst namenlos, wird dann mit dem Initial H. bezeichnet, der an den Vornamen Hedda erinnernd – die Großmutter der Autorin war die Schriftstellerin und Kommunistin Hedda Zinner. Bis zuletzt lebt sie für die und mit den Prinzipien ihres Denkens: Sie will wissen, „welche Entwicklung diese Menschen - der verschiedensten Art! – genommen haben, was sie bewegt, wofür sie zu gewinnen wären und wofür nicht“. Sie verfolgt den Gedanken, „den Menschen Wege zu geben“. Die Richtung wird durch Gorkis „Ein Mensch, wie stolz das klingt.“ hergestellt. Diese Frau H. ist Antifaschistin, Sozialistin, Schriftstellerin und Opfer stalinistischer Prozesse. Das prägt ihr drittes Leben, das autobiografische Züge Hedda Ziners enthält, aber über Strecken an das Schicksal der Literaturwissenschaftlerin Trude Richter erinnert, die 1932 zur 1. Sekretärin des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller gewählt wurde, 1934 mit ihrem Lebensgefährten Hans Günther (*Der Herren eigener Geist*, 1935) in die Sowjetunion ging, dort zu Arbeitslager verurteilt und erst 1956 auf Vermittlung von Anna Seghers endgültig rehabilitiert wurde. Hans Günthers Schicksal – er kam auf dem Weg ins Lager um – erinnert an den Genossen G. im Roman.

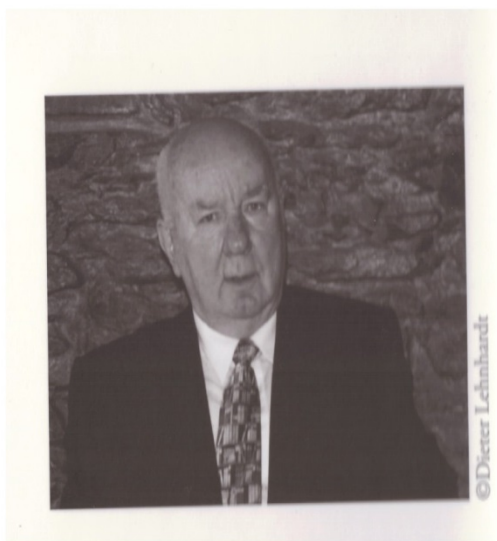
Der Roman besichtigt in Form von fünf Biografien einer Frau das 20. Jahrhundert. Nach der Geburt 1902 in der galizischen Kleinstadt Brody bei Lemberg folgt ein kurzes Leben von nicht einmal acht

Monaten. Am Grab des Kindes wurde der Mutter deutlich, dass andere Leben möglich gewesen wären. Die Struktur des Romans wird deutlich: Mit dem Säugling starb das Schulkind, starb die Halbwüchsige, starb die erwachsene Frau und schließlich die alte Mutter. Daraus entstehen fünf Bücher, die von vier Intermezzi – in ihnen tritt jeweils die überraschende Wendung ein - unterbrochen werden: Eine winzige Verschiebung der Wirklichkeit hebt den Tod auf und macht ein weiteres Leben möglich. Hätte man zum Beispiel dem Säugling „eine Handvoll Schnee ... unters Hemd gesteckt“, hätte das Kind vielleicht wieder geatmet und das zweite Leben wäre möglich gewesen. Dieser erste Tod zerstört die Beziehung der Eltern; der nichtjüdische Vater, der „Goj“ und k.u.k. Eisenbahnbeamte, geht nach New York und die Mutter, die den Tod ihres Kindes nach jüdischem Ritual betrauert, wird Prostituierte. Das 2. Buch spielt 1919 in Wien, das junge Mädchen durchlebt die Leiden des Lebens und der Liebe in der Nachkriegszeit, im zerfallenden Österreich-Ungarn bei ihren Eltern, die ihre Ehe weitergeführt haben, und stirbt bei einer erwünschten Tötung. Das 3. Buch handelt in Moskau; 1941 kommt H. in einem Lager um, im 4. Buch stirbt H. fast siebzigjährig als hochgeehrte Schriftstellerin der DDR, und das 5. sieht ihr Ende in einem Pflegeheim im vereinigten Deutschland, nachdem sie kurz 1989 den Nationalpreis Erster Klasse der DDR bekommen hatte.

Die Freunde der Literatur, besonders die in Sachsen, aber keineswegs nur dort, hat ein großer Verlust getroffen: Der bekannte und vielseitige Literaturwissenschaftler, Lektor, Autor der verschiedensten Gattungen und Literaturfreund, der auch als Kritiker und Berater geholfen hat, wo er konnte, **Dr. Klaus Walther**, ist verstorben. (s. *Nachruf*)

Im vorliegenden *Literaturpanorama*, der Ausgabe Nr. 5 des *Literaturpanoramas* Mai 2023, finden sich Diskussionen, Kritiken, Würdigungen und Marginalien zu Jenny Erpenbeck, Klaus Walther, Christoph Hein, Ludwig Tieck, Annette von Droste-Hülshoff und mehrere Beiträge zu Julius Mosen, außerdem zur Mundartliteratur und zu Max Hoelz,

Ihr Rüdiger Bernhardt



Dr. Klaus Walther (25. März 1937 – 10. Mai 2023)

Er sollte von nun an schweigen? Ich kann es nicht glauben und mir ist, als sitze er hinter mir und raune mir zu: „Du darfst nur nicht aufhören zu lesen.“ Er tat es nicht. Nun aber musste er es, eine lange und langwierige Krankheit, gegen die die Ärzte nur bedingt helfen konnten, sie vermochten die Schmerzen zu lindern und etwas Bewegung zu ermöglichen. Ich habe seine Stimme im Ohr, immer ein wenig ironisch im Unterton: Was können wir schon leisten, mit Büchern und mit Worten? Aber trotzdem nie aufgeben. Noch Tage vor seinem Tod – es ging ihm schlecht, er schrieb davon, aber dass es sein Ende sein könnte, konnte und wollte ich nicht glauben - schrieb er mir von der Arbeit am kommenden Kalender: Es war der letzte Kontakt, den wir hatten. Und worum ging es? Um einen Schriftsteller, über den ich für den Kalender geschrieben hatte, so wünschte er es und nun schrieb er, dass es ihm so gefalle. Nur noch wenige Worte hatte er geschrieben und man spürte, es fehlte ihm die Kraft.

Es war einmal anders: Fahrten mit dem Hausboot auf französischen Flüssen, ein Besuch bei Haldor Laxness auf Island, zu Schriftstellern unterwegs oder Lesungen veranstaltend usw. usf. Literatur war für ihn nicht nur eine Beschäftigung, sondern ernst genommenes Leben. Deshalb reagierte er auf Literatur immer so, als sei alles Beschriebene auch wirklich Geschehenes. Und das ist es ja auch. Da scheute er den Streit nicht, wenn es um die Möglichkeiten der Literatur und um die Wahrheit ging. Vor 1989 waren Kritiker und Verlagsmitarbeiter stolz darauf, wenn ein Mann wie Erik Neutsch sie eines Wortes würdigte, nach 1980 war er für sie keines Wortes mehr wert. Anders Klaus Walther: Vor 1989 begegnete er dem Autor immer vertrauensvoll kritisch, was dieser nicht wahrhaben wollte; nach 1989 nahm er sich seiner an und schrieb das Buch, das längst geschrieben hätte werden müssen: *Erik Neutsch: Spur des Lebens* (2010) und in mein Exemplar des Buches schrieb er mir „...auch ein Stück unserer Spur des Lebens“. Einundeinhalb Jahre dauerte der „Gesprächsmarathon“ zu diesem Buch. Klaus Walther war der geeignete Mann für das Buch: Er war nicht nur während seiner Lektoren-Tätigkeit im Mitteldeutschen Verlag einige Jahre Neutchs Lektor gewesen, sondern war auch das, was man für ein solches Buch brauchte: der Mann mit Übersicht und eindeutiger Haltung. Zu der gehörte auch, dass er für Neutchs oft anarchisch geprägte Haltung viel Verständnis aufbrachte.

Das eigene Leben unterzog er fortwährend strenger Selbstkontrolle und kennzeichnete die Abschnitte: Eins seiner wichtigsten, schönsten und aufschlussreichsten Bücher war das Erinnerungsbuch *Der schöne Monat Mai*, mit dem der Mai 1945 gemeint war, der eine Epoche einleitete: Dieser Mai ging im November 1989 zu Ende. Der Zeitabschnitt wurde für ihn wichtig, den Freunden gegenüber bezeichnete er das Buch als „ein Lebensstück als Lesestück“ und widmete es seinen „Kindern und Enkelkindern“. Sprach man mit ihm über Literatur, war schnell das Thema „Familie“ mit im Gespräch. Nicht nur, dass er sein Schreiben auch in den Dienst seiner Familie stellte, die seinen Weg mitgingen und fortzusetzen begannen, sondern unter seinem Namen entstand auch eine Kette von Buchhandlungen unter seinem Namen: Bücher-Walther.

Erzählt wird in *Der schöne Monat Mai* von einem Frühling, „der von manchen eine Befreiung genannt“ und von den Kindern als „Glück“ empfunden wurde: vom Mai 1945. Befreit wurden in dem Fall die Menschen eines erzgebirgischen Dorfes von einem alltäglichen Faschismus: „Im Dorf lebten Deutsche, Russen, Franzosen und Serben.“ Was wie eine „Idylle im Inferno“ anmutet – der Krieg fand entfernt statt und als er sich endlich näherte, stieß er nur auf skurrile, aber immer noch gefährliche Reste einer verbrecherischen Macht -, war eine verklärte Kindheit, für die der Erinnernde das Gefährliche verdrängt hatte. Dem Erzähler ist das bewusst; deshalb versucht er seine Kindheit zu objektivieren und spricht von sich nur als von „dem Jungen“: Vergessen kann dieser Junge zum Beispiel nicht, wie grundlos sein Freund, ein französischer Kriegsgefangener, erschossen wurde: „Ein Irrtum“. Bilder haben sich ihm eingebrannt, „viele Frauen im Dorf trugen schwarze Kleider.“ Die Welt des Jungen ist unauffällig, trotzdem ist die faschistische Vernichtungsmaschinerie allgegenwärtig und gerade dadurch dauerhaft bitter. Die Kindheit – der Erzähler war acht Jahre im Mai 1945 – kennt nicht die Zerstörung der Kampfgebiete, die Trümmer der bombardierten Großstädte, aber er erlebte den Wandel zum Schweigen und Erstarren, „eines Tages schloss also auch die Schule“. Für den Jungen, der unbedingt das Lesen lernen wollte, um sich seine eigene Welt zu schaffen, konnte nichts Schlimmeres geschehen. - Nach Kriegsende schauten die Sieger nur kurz vorbei, dann blieb das Dorf „in diesen ersten Tagen und Wochen nach der Kapitulation“ unbesetzt. Wir kennen das aus dem Schicksal der Stadt Schwarzenberg, die unweit des Dorfes liegt und die sich zwischen den

Siegermächten kurze Zeit behaupten konnte und mehrfach literarisches Thema wurde, bei Stefan Heym und bei Volker Braun

So alltäglich wie der Faschismus im Dorf herrschte, so unspektakulär vollzog sich die Befreiung: Eines Tages kamen die Russen, „ganz still“, mit Pferdewagen statt Autos und Panzern. Sie sangen keine Siegeslieder, sondern wehmütige und leise Melodien. Sehnsucht nach Heimat und Frieden war wohl der Grund. Für den Jungen vollzog sich die Befreiung als veränderter Schritt in die Welt der Bildung und der Bücher. - Eine Szene wiederholt sich: In der Erzählung *Der erste Amerikaner* beschrieb Klaus Walther 1986 eine Episode aus der Nachkriegszeit, als er „hinter den sieben Bergen“ dem ersten Amerikaner begegnete. Nun steht sie im Kapitel *Das unbesetzte Gebiet*.

Essayistisches und Literaturwissenschaftliches wie seine Biografien über Bodo Uhse, Hermann Hesse und Karl May wurden bei Klaus Walther von Erzählungen begleitet, ob sie nun im überaus erfolgreichen Sammelband *Noch zehn Minuten bis Buffalo* (1986) – Ergebnis einer Reise nach Nordamerika - standen oder als Sonderdruck aus dem *Großen erzgebirgischen Weihnachtsbuch* an Freunde und Bekannte gingen wie „Meine erzgebirgische Weihnacht“. Für alles gibt es den gemeinsamen Nenner der Biografie. Die Erfahrungen des Jungen werden vom Erzähler, der mehr weiß, nicht verlassen. Erstaunt musste das Kind erfahren, wie schnell sich Haltungen ändern konnten: Etliche riefen „lauthals nach dem Sozialismus ..., so wie sie vorher den Arm zum Hitlergruß gehoben hatten“. Der Erzähler weiß von ähnlichen jähen Wendungen in späterer Zeit.

Der Vater, Mitinhaber eines Sägewerkes und einer Kistenfabrik, fühlte sich wohl in dem neuen Land und hatte „nichts gegen diesen Staat“, der entstand. Der Junge, der später auch eine politische Laufbahn in der DDR hatte und bekannt wurde für Hilfe und Unterstützung, die er Schriftstellern und Literaturfreunden gab, begann als Freundschaftsratsvorsitzender.

Die Reihe seiner etwa 40 Bücher ließ immer auch einen Blick zu in die eigene Entwicklung und auf sein Wirken hin, auf den bekannten Verleger und den Buchhändler, den erfolgreichen Schriftsteller und das deutsche PEN-Mitglied, auf den Kulturzentrumsdirektor, auf den Lektor beim Mitteldeutschen Verlag und den Dozenten, den Vorsitzenden des sächsischen Börsenvereins und den Büchersammler. Klaus Walther, ein Genuss- und Familienmensch, ein Büchersammler und Literaturkenner, ein Welt- und Lebensweiser und immer auch ein politischer Kopf und ein Optimist, gab lebenslang Erfahrungen weiter, von denen er wünschte, sie würden beherzigt. Wenn er einem begegnete mit den Worten „Mein Lieber!“, mit dem freundlichen Beiton, wusste man, er plante ein Vorhaben und suchte Unterstützung.

Ein lebenslanges Thema Klaus Walthers war der Komplex des Büchersammelns, Bücherlesens und Bücherschreibens. Der Autor hat sich mit Literatur beschäftigt, hat andere gelehrt, darunter Autoren wie Christa Wolf und Erik Neutsch, hat Schreibende in Zirkeln schreibender Arbeiter und in einem Literaturzentrum der DDR angeleitet, die keine Autoren werden wollten, aber das Bedürfnis hatten, Erlebtes niederzuschreiben, hat sich in Buch-, Verlags- und Kulturpolitik engagiert, um Bücher an die Leser zu bringen und Autoren eine Öffentlichkeit zu verschaffen, und er hat selbst viel geschrieben: Sogar Kriminalromane, die nicht das Entsetzen über Verbrechen oder Mörderisches lustvoll ausstellten, sondern die fast ruhig und friedlich daherkamen – ein Widerspruch in sich, aber diese Art von Kriminalromanen war neu und stellte sich den immer wütender und mörderischer werdenden Entwicklungen in diesem Genre entgegen.

Während ich nachdenke, ist mir, als wäre eine Stimme hinter mir: „Rüdiger, mein Lieber, wir müssten ...“. Das war der Höhepunkt von Freundschaftsbeweis, enthielt immer einen neuen Auftrag, zu dem man herangezogen werden sollte. Was würde es wohl diesmal sein?



... Bildet von der Lesung Christoph Heins am 11. März 2020 Thalia Buchhandlung Halle (Saale)

3. Christoph Hein: *Unterm Staub der Jahre*, Roman

von Rüdiger Bernhardt (Bergen i.V.)

Vor einem Monat erschien Christoph Heins Roman *Unterm Staub der Zeit*. Der Oberschüler Daniel geht 1958 nach Westberlin, um dort das Abitur am Evangelischen Gymnasium abzulegen, dass ihm in der DDR als Sohn eines Pfarrers schwer gemacht wird. Dass es dennoch in der DDR Möglichkeiten für Pfarrerskinder gab, erfährt er, nachdem ihm nach dem 13. August 1961 Westberlin verschlossen ist. Christoph Hein ist den Weg gegangen, d.h. der Roman hat autobiografische Züge und setzt den früheren autobiografisch angelegten Roman *Von allem Anfang an* (1997) fort. - So wie dieser Roman – er umfasste die Zeit von 1956 bis 1958 - durch seinen stabreimenden Titel eine besondere philosophische Erwartung auslöste, so entsteht durch den Titel des neuen Romans – ihn bestimmen die Jahre von 1958 bis 1962 – mit dem mythisch anmutenden „Staub der Zeit“ zusätzliche Spannung. –

Die Geschichte Daniels wird schlicht und unaufgeregt, versehen mit einem ironischen Grundton erzählt, und durch einzelne Handlungsvorgänge und Konfliktkonstellationen ins Geschichtliche überhöht, aus dem mehrfach Bedrohendes und Gefährliches aufsteht. Mit erzählerischer Präzision werden die beiden Erzählmethoden vereinigt. Das erreicht zusätzliche Spannung durch einzelne

Stilbrüche wie Dialektanklänge oder vulgär-erotische Begriffe, aber auch durch satirische Brechungen, wie beim Auftritt des wirren Baron vom Bromstein Haller, der eigentlich Kretschmar heißt. Sprachliche Überhöhungen weisen auf Daniels Leidenschaft für Dichtung und Theater und die von ihm beschworene „Macht der Sprache“ hin. Die Leidenschaft für „Klang“ und „Wortgewalt“, zu der auch die unauffällige Verwendung klassischer Zitate, z.B. aus Shakespeares *Hamlet*, gehört, begründet Daniels Wunsch, Schriftsteller zu werden.

Heins biografische Erlebnisse sind dem jugendlichen Daniel aufgelegt. Erzählt wird sachlich und unaufdringlich mit reizvollen Zuspitzungen. Das Erzählen geht vom erwachsenen Daniel mit dem entsprechenden zeitlichen Abstand aus. Sein Name assoziiert den Großen Propheten Daniel des AT, der die Apokalypse, die Zerstörung der Bilder 167 v. Chr. prophezeit. Damit reicht der Roman über Autobiografisches hinaus, ein bei Hein immer wiederkehrender und seine Romane auszeichnender zuspitzender Vorgang. So entsteht die Beschreibung eines Lebenslaufes in außergewöhnlichen Zeiten, bietet die Zuspitzung weltpolitischer Auseinandersetzung im Kaltem Krieg in der Biografie des Einzelnen, konzentriert auf Berlin als Abbild nationaler Zustände und internationaler Spannungen.

Der allwissende Erwachsene, zu dem Daniel geworden ist, macht Ereignisse von 1958 bis 1962 mit seinem Wissen zur Chronik und nutzt diese von ihm bevorzugte Rolle, um den Ausschnitt zu analysieren, darzustellen und seine historische Bedeutung zu vermitteln. - Um den Eindruck von Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit zu sichern, hat Hein kritikwürdige Verhaltensweisen der Hauptgestalt aufgenommen: Sein Held und Erzähler wird aus einem „anständigen“ Menschen in Guldenberg ein „gemischter“ Charakter, denn seine moralische Lauterkeit sieht sich konfrontiert mit Alkoholexzessen, Diebstahl und erotischen Abenteuern. Das kontrastiert der Erzähler mit weltpolitischen Ereignissen: Die Zuspitzung des Kalten Krieges 1961 an die Grenzen eines „heißen“ Krieges spiegelt sich im Leben Daniels, das als symptomatisches Beispiel für ein Leben in Deutschland erscheint.

Die Geschichte ist eine besondere, aber keine ungewöhnliche: Der gesamte C-Zug in dem Westberliner Gymnasium, der sich mit alten Sprachen beschäftigt, ist Kindern aus bestimmtem Schichten der DDR – Pfarrern, Intellektuellen, Akademikern usw. - vorbehalten, wobei Hein darauf hinweist, dass das mit dem Vier- Mächte-Status Berlins vereinbar war. Daniels Vater ist der irrigen Meinung, dass damit ihre Außenseiterposition vergangen sei; aber Daniel muss feststellen, sie herrscht in Schule und Internat im Westen wie im Osten. Das Bemerkenswerte ist, dass nicht Einzelne von den Westberlinern verachtet werden, sondern „der ganze C-Zweig“. Die Situation der Schüler der DDR wird aussichtslos, als am 13. August 1973 die Grenze zur BRD geschlossen wird.

Hein wird seinem grundsätzlichen Anspruch als Chronist gerecht. Er folgt dem Verlauf der Geschichte und beschreibt Konflikte, indem er die Berechtigung aller Haltungen und die sachlichen Verläufe prüft, aber er nimmt keine historischen Wertungen im Sinne der Geschichtsschreibung vor. Entscheidende Auswirkungen hat diese Chronistenstellung auf die politisch brisanten Aussagen des Romans. Die entscheidende Zeit des Romans liegt um den 13. August 1961, den Bau der Mauer in Berlin. Der Vorrang wird historisch unterschiedlich gewertet. Seine Grundlagen werden im dadurch betonten, mittleren Kapitel, dem VIII von XVI, *Dodge Royal*, genannt: Westberliner, die glauben wegen „einer dickeren Brieftasche“ seien sie „was Besseres“, und Schüler aus der DDR bleiben sich fremd, die Fremden werden kontinuierlich beleidigt („Was stinkt hier so nach Russenzone?“ wird einem Schüler aus dem Osten nachgerufen). Die Schüler aus dem Osten lernen den Kapitalismus in üblen Erscheinungen kennen und reagieren kritisch, wenn er sie in seinen Bann zu ziehen versucht wie in Gestalt des Erweckungspredigers Billy Graham, „Verführer aus dem Lehrbuch der Verführungskünste, ebenso bewundernswert wie gefährlich“. Die Schüler sind einen Schritt weiter: „Das könnte ein lustiger Abend werden.“ Sie „belustigen“ sich über „das Maschinengewehr Gottes“ und erkennen in ihm den personifizierten Antikommunismus. –

Der 13. August 1961 ist ein, wie es scheint, autarker Vorgang der DDR, von der Sowjetunion gestützt. Als sich Daniels Vater beim Oberkirchenrat befragt, wie die Westmächte auf die Schließung der Grenze reagieren werden, gibt dieser ihm einen Artikel: Der US-amerikanische Senator William Fulbright, Vorsitzender des Auswärtigen Ausschusses, hatte eine Woche zuvor erklärt, „die deutsche Krise könne man lösen, indem man Westberlin abriegelt“. Als Berlins Regierender Bürgermeister

Brandt in Washington zu Fulbrights Äußerungen nachfragen lässt, wird nichts kommentiert oder zurückgenommen. Im Westberliner Senat heißt Fulbright nur noch Fulbright, in Heins Roman steigt er in die Kapitelüberschrift *Fulbright riegelt ab* auf, treffend die Vielschichtigkeit des Vorgangs ebenso wie Heins zielsichere Ironie ausweisend. - Die Spannungen angemessen darzustellen fordert Chronistenpflicht; Hein wird ihr gerecht. Darin liegt die Besonderheit und Einmaligkeit seines Schaffens. Dieser Ausschnitt aus der Biografie Daniels schafft die Möglichkeit der Beobachtung beider Seiten zwischen den politischen Welten und gegensätzlichen Staaten. Einseitige politische Bewertungen werden vermieden.

Es wäre kein Roman Heins, wenn nicht über dieser linear erzählten, letztlich schlichten Geschichte Daniels und dem dazugehörigen zeitgeschichtlichen Geschehen eine überzeitliche Ebene anderer Dimension stünde: die Umriss der Demokratie werden gesucht. Aus den Zwängen des Absolutismus kommend – Machiavelli ist ein Thema des Romans – ist bisher viel versäumt und verhindert worden beim Aufbau von Demokratie, der bisher zu „sehr fragilen und höchst gefährdeten Einrichtungen“ geführt hat. Die dazu in den Roman eingeführte Gestalt ist ein Adjunkt mit dem Spitznamen Faro – ein Betreuer der Abiturienten. In Heins Romanen hat alles seine präzise Funktion. Welche hat dieser Namen? Er wurde gewählt nach der südportugiesischen Stadt mit dem schaurigen Beinhaus der Karmeliterkirche Nossa Senhora do Camo, Menschheitsgeschichte assoziierend. Ist es Zufall, dass auch an die Faro-Konvention gedacht werden kann, die nach Wegen für Erhalt und Verwendung des Kulturerbes sucht? So wird der autobiografisch-biografische Roman zu einem anregenden Ideenforum. Der Adjunkt Faro beschäftigt sich mit Staatstheorien, ihren Opfern in Vergangenheit und Gegenwart sowie Möglichkeiten in der Zukunft, die bisher nicht erkennbar sind, Ergänzung und Aufgabe zur aktuellen Geschichte.

Die Staatstheorie Machiavellis in *Il Principe (Der Fürst)*, die auf der Suche nach der Staatstheorie von heute einbezogen wird, führt zur Alternative: Faro schreibt mit dem Wissen um Macchiavelli – „in den Grundsätzen der Staatsraison (ist) in den letzten Jahrhunderten nichts Wesentliches dazugekommen“ - über Demokratie seine Dissertation *Il Democratico*, die die Weiterführung und Überwindung von Machiavellis Staatstheorie ebenso wie der heutigen Demokratien ist. Ob sie je abgeschlossen wird, wird nicht mitgeteilt.

Christoph Hein: *Unterm Staub der Zeit*. Roman. Suhrkamp Verlag: Berlin 2023, 223 S.

4. *Unterm Staub der Zeit* - Christoph Heins neuer Roman beeindruckt, berührt, bezaubert!

von Birgit Decker (Halle, S.)

Er ist ein Roman, der kurzweilig, originell und humorvoll geschrieben ist, aber auch nachdenklich macht und den Leser anregt, den „Staub der Zeit“ wegzuwischen, um Vergangenes kritisch zu erinnern, um die Hintergründe von Unzulänglichkeiten und Gefahren gegenwärtiger Entwicklungen zu begreifen und zu durchschauen und im besten Falle entgegenzusteuern.

Kurz: Der Roman begeistert und fasziniert!

Mit scheinbar erzählerischer Einfachheit, mit Leichtigkeit und Klarheit, aber vor allem mit enormer sprachlicher Kraft entfaltet Christoph Hein die erinnerten Geschichten des 14- bis 18-jährigen Daniel, die wie Anekdoten anmuten und den Leser zunehmend fesseln und an das Geschehen(e) binden.

Für mich besonders eindringlich erzählt und bedeutungsvoll ist das Kapitel VI: *Der Erweckungsprediger*.

Ein sogenannter *Adjunkt* des Internats, Absolvent der Freien Universität Berlin, Jens Kallinger

alias Faro, berichtet dem Protagonisten und den *Schrankzimmer*-Ost-Gymnasiasten des C-Zweiges über das Wirken Billy Grahams, eines US-amerikanischen Baptistenpastors und Erweckungspredigers des Evangelikalismus, eines der einflussreichsten christlichen Prediger des 20. Jahrhunderts. Geschickt bindet Christoph Hein eine reale Person in die fiktive Handlung ein. - Das ist für seine Romane typisch, versteht er sich doch als ein Chronist unserer Zeit. - Im Zusammenhang mit Graham informiert Faro die Protagonisten auch über das Wirken zweier weiterer historischer Persönlichkeiten, die gleichermaßen für den Leser interessant und gewichtig sind und - sozusagen *[u]nter Staub der Zeit* seit langem verborgen - nun wieder ins Gedächtnis gerückt werden: Niccolò Machiavelli (15./16. Jh.) und Bernhardt von Clairvaux (12. Jh.). Jedenfalls erleben die Gymnasiasten die Gestalt Billy Graham leibhaftig auf einer seiner Massenpredigten auf dem Platz der Republik Nähe Brandenburger Tor. Ihre Reaktionen auf diesen Demagogen sind sehr bemerkenswert – Belustigung und pure Verachtung gleichermaßen.

Dieses vor allem in Dialogform gestaltete Kapitel gleicht beinahe einer Lehrstunde - gleichermaßen für die Leser wie für die Gymnasiasten - und zwar über *die Etablierung von Machtmenschen in der Demokratie, die allein mit ihrer Wortgewalt und ihrem vollkommen ungebrochenen Selbstbewusstsein Einfluss auf Menschen haben, auf Massen von Menschen [...], eine Lehrstunde über Herrschsüchtige, die ihr Verständnis von Demokratie spielend leicht mit persönlicher Macht verknüpfen können. [...] Sie benutzen und missbrauchen die Legitimität, die erforderlich ist, um eine Demokratie aufrechtzuerhalten. [...] Die Erkenntnis und die Parallele zur Gegenwart der Gymnasiasten und ebenso der Leser lautet: Leute wie dieser Billy Graham haben viel von diesen neuen Herrschern. Die Wortgewalt, das imposante Auftreten, die leibhaftige Verführung. Und nicht zu vergessen ist das Geld, das sie zu scheffeln wissen [...]* (S. 75 ff.)

Diese dargestellten Hintergründe des Zusammenspiels von menschlichem und politischem Gefüge, von *Sprache, die Macht verleiht*, *[von]Rhetorik, [die] selbst Macht sein [kann], [von] Redner[n], die populär werden und geradezu allmächtig* (S. 82), lassen sofort erkennen: Sie führten die Menschheit ins Verderben und können sie jederzeit wieder ins Verderben führen. Deshalb sollten wir den Worten gegenüber, vor allem der Herrschenden, stets misstrauisch und achtsam sein.

Dieses Kapitel ist so scharfsinnig, anschaulich und eindringlich erzählt, ja mitreißend und packend geschildert, dass man sich seiner Bedeutsamkeit nicht entziehen kann - wie viele Parallelen zur Gegenwart tun sich da auf!? Genau diese sind es, die sehr nachdenklich stimmen ...

Mit viel Freude habe ich unter anderem das Kapitel XII gelesen, in dem es um Daniels Interesse, Begeisterung und Eifer für das Theater, aber auch für die schöne Friederike geht. Es ist erstaunlich, mit welcher Begeisterung die jungen Gymnasiasten ins Kino und ins Theater strömen oder selbst Theater spielen. Bewundernswert auch, mit welchem Fleiß und mit welcher Hingabe sie den enormen Lernstoff bewältigen! (Heute beinahe undenkbar?!)

Unterhaltsam, originell und mit viel Humor sind die Anekdoten von den Streichen der Freundesgruppe des Protagonisten, von den kleinen oder größeren Lügen und Verfehlungen, die nicht immer ungesühnt bleiben, geschrieben. Sie zaubern dem Leser ein Lächeln ins Gesicht.

Schade, dass der Roman bereits nach 221 Seiten *FINIS* ist! Doch der Erzähler begegnet am Ende dem Mädchen Christiane, das nach der Buchhändlerlehre *in Babelsberg an der Filmhochschule studieren [...]* *[und] Regisseurin für Dokumentarfilme* (S. 220) werden will. Christoph Hein lässt seinem Protagonisten in diesem Zusammenhang zwei Schlusssätze sprechen, die Hoffnung auf eine Fortführung des Romans machen:

*Und damit begann eine andere Geschichte.
Eine ganz andere Geschichte.*

Birgit Decker
Gymnasium Südstadt in Halle (Saale)

250. Geburtstag Tieck am 31. Mai

(31. 5. 18773- 28.4. 1853)

Julius Mosens poetische Akzentuierung stand im Zeichen Ludwig Tiecks, der seit 1825 in Dresden arbeitete, als einer der bedeutendsten Dichter seiner Zeit galt und als Dramaturg am Hoftheater tätig war. Seine Bedeutung für die deutsche Literatur, aber auch für Übersetzungsliteratur u.a. ist gewaltig.

An dieser Stelle soll anlässlich des Jubiläums von Ludwig Tieck auf die letztlich gescheiterte Beziehung zwischen Ludwig Tieck und Julius Mosen eingegangen werden. Ludwig Tieck war seit 1819 in Dresden. Er fand dort einen Literatenkreis, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, den bekannten Schriftsteller zu demontieren. Es war der *Dresdner Liederkreis*, „eine ganze Kamarilla von Trivialliteraten“¹.

Julius Mosen hatte schon während seiner Studienzeit in Leipzig mit Tieck Verbindung und war am 29. September 1826, wohl auf der Rückreise von Italien, Gast in Tiecks Freundeskreis, ehe er nach Leipzig zurückkehrte. Am 2. Juli 1827 sandte er Tieck von dort sein Epos *Ritter Wahn* mit der Bitte um Begutachtung zu. Im Februar 1828 teilte er Tieck mit, dass er ins Vogtland – nach Markneukirchen – zurückkehre, um schließlich nach Ausbruch der Julirevolution 1830 wiederum nach Leipzig zu gehen, allerdings auch aus persönlichen Gründen: Im Sommer 1830 wurde seine Geliebte schwanger; vor den Konsequenzen floh er².

Als Julius Mosen 1835 – inzwischen lag die Tätigkeit als Gerichtsaktuar in Kohren hinter ihm – nach Dresden zog, führte er seine Verbindung mit Ludwig Tieck weiter und schrieb am 7. Oktober 1835 an ihn; er huldigte ihm überschwänglich und erklärte: „... was soll ich es leugnen, dass Sie und Novalis erst das Buch der Natur mir aufgeschlagen haben, in welchem ich seitdem treu und ehrlich studiert habe.“³ Er „vertraute“ ihm sein neuestes Werk an, die erste Fassung seines Dramas *Cola Rienzi*⁴, zu dem Tieck Ratschläge gab, die Mosen in wenigen Tagen beherzigte und das Stück überarbeitete. Er gratulierte am 31. Mai 1836 Tieck zum Geburtstag und versuchte, im Sommer 1836 seinen Bruder Eduard Mosen (1806-1884) bei Tieck einzuführen. Er lud sich gemeinsam mit ihm zu einer der berühmten, zweimal wöchentlich stattfindenden Abendgesellschaften bei Tieck ein. Bei einer derselben (vor dem 20. Oktober 1836⁵) hörte er eine Lesung mit Vortrag Tiecks über Kleists *Prinzen von Homburg*, die den Weg zu Mosens *Der Sohn des Fürsten* weist. Mosens Kontakt zu Tieck führte 1839 zur Uraufführung von *Kaiser Otto III.* und zur Uraufführung der *Bräute von Florenz* (1. Januar 1841) auf dem Hoftheater zu Dresden – Tieck hatte als Dramaturg die Empfehlung für die Aufführung neuer Texte zu geben, aber zu der von Mosen erwünschten freundschaftlichen Beziehung zwischen den beiden Dichtern kam es nicht. Das führte zu einem außergewöhnlichen Vorgang: In einem Brief vom 13. Januar 1840 schrieb Mosen an

1 Klaus Günzel (Hrsg.): König der Romantik. Das Leben des Dichters Ludwig Tieck in Briefen, Selbstzeugnissen und Berichten. Berlin 1981, S. 344.

2 Vgl. Dieter Seidel: Julius Mosen. Leben und Werk. Eine Biografie. Julius Mosen Gesellschaft e. V. 2003, S. 128 f.

3 Brief Mosens an Ludwig Tieck vom 7. Oktober 1835, in: Karl von Holtei (Hrsg.): Briefe an Ludwig Tieck, 3. Band, Breslau, S. 19.

4 Vgl. dazu auch: Dieter Seidel: Julius Mosen. Leben und Werk. Eine Biografie. Julius Mosen Gesellschaft e. V. 2003, S. 195.

5 Vgl. Brief Mosens vom 20. 10. 1836, in: Karl von Holtei (Hrsg.): Briefe an Ludwig Tieck. 3. Bd. Breslau 1864, S. 21

Tieck, man habe ihn „von verschiedenen Seiten her weiß machen wollen, als wenn Sie mir nicht gewogen wären“⁶ und deshalb frage er nun unmittelbar bei Tieck an. Am 8. Februar 1840 stand Vergleichbares in den *Hallischen Jahrbüchern* Nr. 34: Tieck, „dem bekanntlich ein amtlicher Einfluss auf das hiesige Theater zusteht“, habe „Mosens dramatische Befähigung laut und leise in Zweifel“⁷ gezogen.

Die Distanz zwischen Tieck und Mosen, aber auch bestimmter theaternaher Kreise in Dresden gegenüber Mosen war sicher die Folge der Rolle und Aufmerksamkeit, die Julius Mosen in den *Hallischen Jahrbüchern für deutsche Wissenschaft und Kunst* 1839 und 1840 bekommen hatte. Diese sechsmal wöchentlich erscheinenden Jahrbücher wurden zwischen 1838 und 1843 anfangs in Preußen, nach dem Verbot dort 1839 in Sachsen veröffentlicht, von Beginn an überwacht von der Polizei Metternichs. Sie waren das wichtigste publizistische Organ der Junghegelianer, finden sich im Umkreis von Karl Marx und wurden als *Deutsch-Französische Jahrbücher*, inzwischen nach Paris ausgewichen und dort nur einmal erscheinend, 1844 vom Deutschen Bund verboten. Neben anderen Themen verfolgen die Jahrbücher die Unterschiede gegensätzlicher literarischer Kreise in Dresden, die in den Dichtern Ludwig Tieck und Julius Mosen ihre Repräsentanten gefunden haben. Die weltanschaulich-ästhetischen Positionen des Tieck-Kreises wurden in einer Aufsatzfolge ohne Verfasserangabe *Friedrich von Gentz und das Prinzip der Genussucht* herausgearbeitet.⁸ Der Titel der Aufsatzserie korrespondiert mit Gedanken Friedrich von Gentz‘ in Mosens Roman *Der Kongress von Verona*. Bei einem Frühstück hochrangiger Kongressteilnehmer erklärt Gentz den Teilnehmern, dass der „Götterknabe des Genusses“ aus „süßquälender Angst“ geboren werden könne: „Wenn man der Lüge unserer Existenz satt ist, muss man das Grauen vor sich selbst dazu gebrauchen, um sich wenigstens aus der Lethargie empor zu prickeln, welche denn doch das Entsetzlichste bleibt.“⁹ Mosens Gentz ist ein Genießer und Kunstfreund, begeistert von der Tänzerin Fanny Elsner (1810-1884), was allerdings erst 1829, sieben Jahre nach dem Kongress, geschieht und sie wird für den Rest seines Lebens seine Geliebte, ein Genießer freilich, der dem Weltgeschehen und dem politischen Handeln zynisch begegnet, als Sekretär Metternichs seit dem Wiener Kongress 1815 bei allen folgenden Kongressen von großem Einfluss war.

Friedrich von Gentz (1764-1832) wurde in der breiten Öffentlichkeit zur Inkarnation der Karlsbader Beschlüsse, der vormärzlichen Zensur und der Metternich‘schen Restaurationspolitik, begleitet von einem seichten Kunstverständnis. Julius Mosen, der Gentz in seinem Roman *Der Kongress von Verona* zu einer der Hauptgestalten erhob und seinen Lebensstil in dem Roman detailliert geschildert hatte, verdichtete diese Analyse im Begriff der „Gentzschen Lebensansichten“, den er bei der Beschreibung seines Verhältnisses zu Tieck einsetzte. Er sei von Tiecks „feiner Bildung“ angezogen, aber von dessen „Gentzschen Lebensansichten“¹⁰ abgestoßen wurden. Auch Mosens Urteil über den Menschen Tieck war

6 Brief Mosens vom 13. 1. 1840, in: Karl von Holtei (Hrsg.): Briefe an Ludwig Tieck. 3. Bd. Breslau 1864, S. 23.

7 o. V.: Ein Brief aus Dresden, in: Hallische Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst, hrsg. von Arnold Ruge und Theodor Echtermeyer. Leipzig 1840, 3. Jahrgang, Nr. 34 vom 8. Februar, Spalte 271.

8 Vgl. Hallische Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst. Leipzig Nr. 36 ff. vom 11.2.1839 ff., Spalte 281 ff.

9 Julius Mosen: Der Congreß von Verona II, in: Julius Mosen: Sämtliche Werke. Leipzig 1871, Bd. 6, S. 13.

10 Reinhard Mosen: Julius Mosen. Eine bisher ungedruckte Selbstbiografie, in: Unser Vogtland, 1 /1894), Heft 1, S. 8.

vernichtend, der bekannten Schauspielerin Karoline Bauer erklärte er auf einem Ball 1838: „Tieck ist ein großer Dichter – aber er hat kein Herz.“¹¹

An den deutschlandweit berühmten Abendgesellschaften Tiecks nahm Mosen nach einiger Zeit nicht mehr teil und gestaltete seine eigenen Gesprächsrunden in Dresden-Strehlen. Zum Gegensatz der „Gentzschen Lebensansichten“ entwickelte das *Hallische Jahrbuch* 1839 Julius Mosen als Repräsentanten eines Dresdner Kreises, der von den Junghegelianern geprägt wurde.

175. Todestag: Annette von Droste-Hülshoff am 24. Mai

(vgl. *Literaturpanorama* 2022, 1)

Annette von Droste-Hülshoff, Webcam 10. Januar 1797, wurde erst nach ihrem Tode berühmt und immer berühmter, bis heute. Die von der Droste eingebrachte Literatur, die das herausragende Dokument einer speziellen Romantik, der Brakeler Romantik, wurde, lebte von den inneren Gegensätzen des Menschen, nicht von seiner sozialen Befindlichkeit. Sie spürte den Antinomien des Lebens nach. Ein Beispiel dafür wurde das erinnerungsschwere Gedicht *Die Taxuswand*. Es ist eine Erinnerung an ein prägendes Erlebnis des Jahres 1820 und eine Allegorie für das Leben der Annette von Droste-Hülshoff. Die tatsächlichen Ereignisse werden verhüllt; eine freimütige Preisgabe des prägenden Liebeserlebnisses ist dennoch zu erschließen.

Entstanden vermutlich im Winter 1841/42 hat es seinen Anfang sicherlich 1838. Im März 1837 brach die Droste zum ersten Mal nach 1820 wieder nach Bökendorf auf; sie hatte Angst vor den „großen Erschütterungen“ dieser Reise, den Erinnerungen an Arnswaldt und Straube, „Gott helfe sie mir würdig zu bestehen“¹². Die beschämende Beziehung zu den beiden Männern hat sie immer belastet. Im Gedicht weisen romantische Elemente auf die Interessen des Bökerhofs hin, die Requisiten der Ritterromantik („schartiges Visier“, „Krönungszug“, „Krone“ u.a.) und die Requisiten der Volksdichtung („Blume“ und „Dorn“, „die grüne Gartenbank“, der „Ruf“ als „Hornstoß“ usw.), die Requisiten der Märchen („Paradiesestor“, „Haar umwallte ... golden wie ein Strahl“ u.a.), Requisiten der mittelalterlichen Dichtung. Diese Requisiten werden im Bild der Taxuswand zusammengefasst.

Sie war einmal Realität im Park des Bökerhofs, sie wurde zum anderen Symbol. Die Eibe (*Taxus*) war den Germanen heilig und wurde mit mythischen Eigenschaften ausgestattet, zum Beispiel in Shakespeares *Macbeth* wegen ihrer geheimen und dunklen Kräfte genannt: „Eibenreis, vom Stamm gerissen / In des Mondes Finsternissen“ (*Macbeth* 4.°Aufzug, 1.°Szene) wird von einer der Hexen in den Giftkessel geworfen. Die Doppelsymbolik von Tod und Leben wurde von der Droste meisterhaft genutzt. Die Schlichtheit wird zur spannungsreichen Konstruktion. Erwartet wird der „Krönungszug“, der durch das „bleich“ auf das Weiß einer Trauung gelenkt wird und der aus dem lyrischen Subjekt die Braut hätte machen sollen. Aber „bleich“ ist auch die Farbe von Gram (im *Geistlichen Jahr*, Bd.°2, S.°135). Enttäuschung für die Braut ist in der *Taxuswand* nicht weit: Bereits die nächste Vierergruppe berichtet davon, die Hände, die ihr die Krone hätten bringen sollen, sind kalt – also tot wie ihr Vater - und die Weisen „gesungen“ und alt. Realität und Erwartung sind unwiederbringlich auseinandergefallen in ein Hinter der Taxuswand voller Blumen und ein Davor voller Dorn. Das lyrische Subjekt hat den Dorn abgekommen: Aus dem „gern **vor** dir“ wird am Ende der ersten Doppelstrophe „Dorn **davor**“. Das lyrische Subjekt trank „mit glühen Lippen“, wie im Märchen vom goldenen Haar umwallt und mit einer Stimme, die jauchzt wie ein Hornstoß. Das Horn war ein typisches Requisit romantischer Dichtung und signalisierte vor allem Sehnsucht, nach der Weite ihn Eichendorffs *Sehnsucht*¹³, nach der Liebe bei der Droste. Bis hin zum Zitat werden Bezüge zwischen Texten von ihr und Straube hergestellt: Der Partner war wie ein „Efeureis, / So Liebe pflegte dort“ (Bd.°1, S.°146), er ist wie der Efeu verschwunden; das Bild hat eine Parallele in Heinrich Straubes *Erzählung* in der *Wünschelrute*, wo es im Bericht Wilhelms über Anna zu finden ist: „Seine

11 Vgl. Seidel, S. 196.

12 Brief an Schlüter vom 30.°März 1837, in: Gödden, S.°225

13 Vgl. Rüdiger Bernhardt: Joseph von Eichendorff. Das lyrische Schaffen. Hollfeld: C.°Bange Verlag 2012, S.°131 ff.

Tochter, ein sechszehnjähriges Mädchen, schlang sich wie Epheuranken um mich mit liebevollen Zeichen.“ (Wünschelrute Nr. 2, 4.°Januar 1818, S. 6). Zwischen der Erfüllung der Liebe durch die sexuelle Erkenntnis des Menschen und der Trennung lagen für Annette weitere sechs Schritte, die die beiden Liebenden trennten, aus der Paradiesseite der Taxuswand zu der Dornenseite. Die Verse des Gedichtes entstehen in der Regel aus sechs, wenige Ausnahmen aus sieben Silben. Dass die Droste diesen Schöpfungsakt als individuelle Selbstfindung im Sinn hatte, wird in dem Vers und der Metapher „Mein Paradiesestor“ erkennbar. Diese Liebeserfüllung ist vergangen, nach dem einmaligen Liebesakt kam der Abschied, aus der Genauigkeit des Zusammenseins die Unschärfe der Trennung, vollzogen in „sechs Schritte(n)“. Während die Taxuswand unverändert geblieben ist, „damals schon so düster“, war das lyrische Subjekt trotz des aus den Nadeln rauchendes Giftes damals sehr wach. Heute dagegen ist es müde und matt und möchte sterben, aber es wird eine.

Auferstehung – ein erneutes Wachwerden - geben, wenn die „Zeit herum!“ - Das Gedicht beschreibt eine Liebe, einen Trennungsvorgang und eine Vereinsamung. Die dritte Strophe des Gedichtes spielt in der Gegenwart und der Einsamkeit des lyrischen Subjekts, es trennt sich von der Vergangenheit, will 18 Jahre der Einsamkeit streichen und durch das Gift der Eibe in Vergessen und Tod eingehen. An dieser Stelle des Gedichtes erfolgt ein zweiter Hinweis auf Shakespeare: nach der Eibe, die als Gift von den Hexen in Macbeth verwendet wird, ist es nun Hamlets großem Monolog (III, 1) ähnlich „Träumen, träumen! Vielleicht auch schlafen!“ Die Droste hat das Zitat zur Beschreibung des eigenen Zustands auch in einem Brief vom 5.°Juli 1843 an Sibylla Mertens verwendet¹⁴, Hinweis darauf, wie es ihr stets gegenwärtig war, und stellt es nun an das Ende des Gedichtes: „O, schlafen möcht‘ ich, schlafen, / Bis meine Zeit herum!“ Es ist das Ende des irdischen Lebens, aber die Hoffnung auf eine Auferstehung, wenn ihre „Zeit herum“. In dem Gedicht sind alle Elemente der Brakeler bzw. Bökendorfer Romantik aufgegangen und haben sich zu einer neuen Qualität gefügt, in der das Volkstümliche der Märchendichtung, das Geheimnisvolle der Mythendichtungen mit dem intensiven Gefühlsleben des einsamen Individuums zusammengeführt wurden.

Mit ihrer Vorstellung einer Literatur, die verbreitet werden soll, widerspricht sie unbewusst – es gibt keinen Hinweis darauf, dass sie sich mit diesen Überlegungen beschäftigt hat - der Auffassung Friedrich Schlegels von der Autonomie der Kunst. Der hatte in dem Aufsatz *Über das Studium der griechischen Poesie* (1797) geschrieben: Die Schönheit sei ebenso ursprünglich wie die Sittlichkeit, „die schöne Kunst hat ein unveräußerliches Recht auf gesetzliche Selbständigkeit.“¹⁵ Friedrich Schlegel war zu viel Bürgerlicher, um nicht von der Schönheit der Kunst eine ästhetische Erziehung des Menschen zu erwarten. Mit diesen Gedanken war er Schillers Briefen *Über die ästhetische Erziehung des Menschen* (1795) nahe. Schlegel sah in der Kunst die Möglichkeit, sich als bürgerlicher Mensch zu sozialisieren und dadurch von Abhängigkeiten und Mäzenatentum frei zu sein. Er entschied sich deshalb für die Laufbahn als freier Schriftsteller und sah „die Kapitalisierung der Literaturverhältnisse und die Konkurrenz der Schriftsteller auf dem Buchmarkt zunächst durchaus als Chance.“¹⁶ Ja, er hoffte darauf, durch die Beschäftigung mit Kunst und Literatur genügend Geld verdienen zu können. Nach 1800 sah er diese Ansichten getäuscht; er musste erkennen, dass die Literatur, wenn sie ein Publikum suchen und erziehen wollte, sich kommerziellen Interessen zu unterwerfen hatte.

Das bedeutete, dass die Frühromantik eines Friedrich Schlegel für die Droste keine Bedeutung hatte; denn auch die Frage des Geldverdienens durch Literatur wurde von ihr, obwohl sie in ärmlichen Verhältnissen leben musste, nicht dringlich gestellt, durfte aus Gründen der Herkunft nicht gestellt werden. Vielmehr überließ sie solche Verhandlungen auf dem Kunst- und Literaturmarkt Levin Schücking, der sich auskannte. Friedrich Schlegels Name taucht auch, im Gegensatz zu dem seines Bruders August Wilhelm Schlegel, den sie persönlich 1825 in Bonn traf, nicht in ihren Briefen und sonstigen Notizen auf.

90. Jahrestag: Bücherverbrennung am 10. Mai 1933

14 Briefe, Bd. 2, S. 194

15 Friedrich Schlegel: *Seine prosaischen Jugendschriften*, hrsg. von Jacob Minor. Wien 1882, Bd. 1, S. 156

16 Gerda Heinrich: *Autonomie der Kunst und frühnaturalistische Literaturprogramme*. In: Kunstperiode. Studien zur deutschen Literatur des ausgehenden 18.°Jahrhunderts. Von einem Autorenkollektiv unter der Leitung von Peter Weber. Berlin: Akademie-Verlag 1982, S. 117

Im Gedicht *Die Bücherverbrennung* beschreibt Brecht mit leichtem Bedauern die Ochsen, die gezwungen wurden, „Karren mit Büchern / Zu den Scheiterhaufen zu ziehen“. Das Bild der Ochsen und Kälber, die sich schließlich selbst ihre Schlächter wählten, verwendete Brecht mehrfach. Noch nach dem Krieg hieß es im Gedicht *Der anachronistische Zug oder Freiheit und Democracy*: Die Lehrer, „Hirnverheerer“, erzogen die deutsche Jugend „zur Schlächtertugend“. „Ochsen, Kälber und Schlächter“ waren indessen nicht nur treffende Bilder für ein Volk, das dieses Verderben gewählt und enthusiastisch gefeiert hatte, sondern es hatte sich tatsächlich ein solches Ereignis abgespielt: In Frankfurt am Main wurden am 10. Mai 1933 Bücher auf dem Römerberg verbrannt. Der Wagen mit den Büchern, die symbolisch verbrannt werden sollten, wurde von zwei Ochsen auf den Platz gezogen. Die Ochsen, die bedauert werden, weil sie die Bücher zur Verbrennung ziehen müssen, und die Ochsen, die dann die Bücher verbrennen, gehören zusammen: Es ist die Auslöschung des menschlichen Geistes und seine Ersetzung durch den animalischen Instinkt. Was apodiktisch klingt, ist die Beschreibung für die Bücherverbrennung am 10. Mai 1933 und ihren Hintergrund.

„Von den Schand- und Wahnsinnstaten der Nationalsozialisten notiere ich bloß, was mich irgendwie persönlich tangiert. Alles andere ist ja in den Zeitungen nachzulesen.“¹⁷ Die Bücherverbrennung vom 10. Mai war nicht unter den Taten, die Victor Klemperer am 15. Mai 1933 in sein Tagebuch notierte. Was er notierte war: „...überall vollkommene Hilflosigkeit, Feigheit, Angst.“ Er hatte Recht, über die Bücherverbrennung war in allen Zeitungen zu lesen. Begeisterte Berichte beschrieben Volksfeste mit Musik, farbigen Marschkolonnen und vielen Fackeln. Klemperer hatte aber sensibel in den Wochen zuvor vermerkt, dass es deutsche Studenten waren, die die Vernichtung vorbereiteten und betrieben, dass die Universitäten zum Hort des Ungeistes geworden waren.

Gemeint waren bei der Bücherverbrennung auch nicht die Bücher, sie hatten stellvertretende Bedeutung, gemeint waren Menschen. Bücher wurden verbrannt, um den Menschen das Feuer als Lichtsymbol der Befreiung von „undeutschem“ Geist zu vermitteln und sie schließlich dadurch zur Opferbereitschaft, auch zum Opfer des eigenen Lebens, zu führen. Das unterscheidet diese Büchervernichtung von anderen, späteren in Deutschland. Auch 1989 wurden Bücher vernichtet, sogar verbrannt: Einige der Millionen von Büchern aus der DDR, die beseitigt wurden, landeten als Brennmaterial in den Hochöfen; wenige konnte der berühmt gewordene Pfarrer Wescott retten. Auch das war schlimm, aber von der Bücherverbrennung vom 10. Mai 1933 unterscheidbar: Diese Bücherverbrennung war die symbolische Ankündigung der Feuer des Krieges, die Feuer der Verbrennungsöfen in den KZs; aus der Vernichtung von Tausenden von Büchern wurde die Vernichtung von 6 Millionen Menschen in den Verbrennungsöfen der KZs. Die Bücherverbrennung sollte nicht den Geist ansprechen, sondern an dumpfe Gefühle germanischer Thinghandlungen erinnern; Reflexionen waren unerwünscht. Das gelang. Selbst Golo Mann, der die Bücherverbrennung als Zeuge erlebte, fühlte sich nur „einsam und traurig. Trotzdem konnte ich kein ‘historisches Ereignis’ darin sehen; das wurde es erst im Rückblick, als Vorbote und Symbol für Späteres ... Als die Werke von Heinrich Mann ins Feuer geworfen wurden, hörte ich jemanden neben mir sagen: ‘Schade, dass wir ihn nicht selber haben!’“¹⁸ Ähnliche Urteile sind häufig: Max Tau, der 1. Friedenspreisträger des Deutschen Buchhandels, schrieb 1973: „... niemand konnte sich vorstellen, dass das bereits der Anfang von dem war, was man nie begreifen wird.“ Das ist zu begreifen, muss entgegengehalten werden: Es war die Ausschaltung des Geistes zu Gunsten eines wirren Bündels von „blutmäßig“ begründeten Gefühlen; die, die das mit sich geschehen ließen, wurden willfährige Werkzeuge einer vernichtenden Macht. Die Masse stellte sich leicht dadurch her, dass nur ein Bruchteil davon wirklich auf den Geist der Bücher verzichten musste, der Mehrheit war er ohnehin fremd und die Bücherverbrennung wurde zum „leuchtenden“ Ereignis.

Vorbereitet wurde die Bücherverbrennung langfristig und planmäßig durch zahlreiche Einzelaktionen, die alle den Sinn hatten, jüdische, kommunistische und kritische Denker und Dichter zu beseitigen. Bereits im Februar 1933 stellte Hanns Johst, durch Hitler Präsident der Reichsschrifttumskammer,

17 Victor Klemperer: Ich will Zeugnis ablegen bis zum Letzten. Tagebücher 1933-1941. Hrsg. von Walter Nowojski unter Mitarbeit von Hadwig Klemperer. Berlin: Aufbau-Verlag, 1995, S. 28

18 Golo Mann an Richard Wisser vom 17. 3. 1973. In: verbrannt, verboten - verdrängt? Worms 1973 (Ausstellung der Stadtbibliothek Worms zum 40. Jahrestag der Bücherverbrennung am 10. Mai 1933, S. 34

fest: „Thomas Mann, Heinrich Mann, Werfel, Kellermann, Fulda, Döblin, Unruh usw. sind liberal-reaktionäre Schriftsteller, die mit dem deutschen Begriff Dichtung ... keineswegs mehr in Berührung zu kommen haben.“¹⁹ Eine Neuordnung der Akademie war die Folge, unliebsame Dichter traten entweder aus oder wurden ausgeschlossen. Aber nicht nur die Dichterakademie wurde gereinigt, auch die dort nicht agierenden Dichter wurden mundtot gemacht. So wurde Erich Mühsam am Morgen nach dem Reichstagsbrand verhaftet. Am 18. März wurden seine Bücher, Manuskripte und Briefe auf Lastwagen abtransportiert. Der Dichter verschwand hinter Mauern, hinter denen er am 10. Juli 1934 ermordet wurde.

Am 12. April 1933 begann die letzte Etappe des Feldzugs *Wider den undeutschen Geist*, an dessen Ende am 10. Mai die Bücherverbrennung stand, an dessen endgültigem Ende Europa zerstört und Millionen Menschen vernichtet waren. „Undeutsch“, das war zuerst jüdisch. Danach wurden zugeordnet, die die „Reinheit von Sprache und Schrifttum“ bedrohten, ohne auch nur einen Gedanken darauf zu verschwenden, dass diese „Reinheit“ von den Initiatoren selbst längst zerstört worden war. Man erinnere sich an Klemperers LTI. Die Aktion *Wider den undeutschen Geist* war von der „Deutschen Studentenschaft“ (Hauptamt für Presse und Propaganda) minutiös über vier Wochen geplant worden. Dabei hatte jeder Student zuerst seine eigene Bücherei durchzusehen und von allem „Undeutschen“ zu säubern, dann hatte jeder Student die „Büchereien seiner Bekannten“ säubernd zu sichten und schließlich musste er sich an der Säuberung der öffentlichen Bibliotheken beteiligen. Für den Abschluss war geplant: „An allen Hochschulen wird am 10. Mai 1933 das zersetzende Schrifttum den Flammen überantwortet. Die öffentliche Bekanntgabe von Sammelstellen, die sich an allen größeren Orten befinden, wird zu Beginn der Sammlung erfolgen.“²⁰ Die Behauptung, bis heute stünden „die geistigen Urheber nicht eindeutig fest“²¹, mutet angesichts der detaillierten Planung, in die Rundfunk und Presse einbezogen waren, wie ein Witz an, ist aber schlimmer, soll doch mit solchen Unschärfen niemand, vor allem nicht die deutsche akademische Tradition für dieses Verbrechen verantwortlich gemacht werden.

Die Bücherverbrennung geriet zum Volksfest, an dem alle Bevölkerungskreise teilnahmen, Musikkapellen begleiteten die mit Fackeln marschierenden SA-Studenten. In dem Berliner Zug zum Opernplatz wurde auch der Kopf einer Büste Magnus Hirschfelds (1868-1935) mitgeführt, die man aus dem Institut des Sexualwissenschaftlers entfernt hatte: „Ein SA-Mann trug ihn (den Kopf, R.B.) weithin sichtbar auf einem Stock.“²² Hirschfeld selbst hatte Deutschland bereits 1930 verlassen; er starb 1935 in Frankreich. - Es muss wie im Mittelalter oder in Phasen revolutionären Terrors ausgesehen haben, wo man die Köpfe der Enthaupteten im Siegestaumel durch die Stadt trug. Die Szene erinnerte in diesem Detail - und sie sollte wohl daran erinnern - an die Verbrennungen durch die Inquisition. Während der Verbrennung spielten Kapellen vaterländische Weisen und Marschlieder. Neun Rufer sprachen die wie Beschwörungsformeln für einen Feuerzauber klingenden Sätze zur Verbrennung; namentlich genannt wurden Marx und Kautsky, Heinrich Mann, Ernst Glaeser - der 1939 den Nazis doch noch dienstbar wurde - und Erich Kästner, Friedrich Wilhelm Förster - der Historiker hatte den Nationalsozialismus aus dem Preußentum und sogar dem Ordensstaat hergeleitet. -, Sigmund Freud, Emil Ludwig und Werner Hegemann, der Chefredakteur des *Berliner Tageblatts* und Mitbegründer der Zeitschrift *Freie Bühne* Theodor Wolff und der *Weltbühnen*-Autor Georg Bernhard, Erich Maria Remarque, Alfred Kerr, Tucholsky und Ossietzky. - Goebbels sprach am Ende zu den Studenten und forderte sie auf, nach der Vernichtung „des geistigen Unflats“ nun „einem wirklich deutschen Geist die Gasse freizumachen“: „Und deshalb tut ihr gut daran, um diese mitternächtliche Stunde den Ungeist der Vergangenheit den Flammen anzuvertrauen.“²³ Sie sollten nicht selbst neuer Geist sein, sondern diesem nur die Gasse frei machen: Es spricht für die Genauigkeit des Plans, mit der Worte gesetzt wurden.

19 Joseph Wulf: Literatur und Dichtung im Dritten Reich. Eine Dokumentation. rororo 1966, S. 15

20 a.a.O., S. 45

21 Bildtext zum Beitrag von Sigrid Löffler: Feuer und Verbote in der Bücherwelt. In: Literaturen, hrsg. von Friedrich Berlin Verlag, Berlin 2003, Heft 5, S. 21

22 Die öffentliche Verbrennung der geächteten Schriften. In: Deutsche Allgemeine Zeitung vom 12. Mai 1933

23 Joseph Wulf: Literatur und Dichtung im Dritten Reich. Eine Dokumentation. rororo 1966, S. 51

Es war den Initiatoren bewusst, dass Bücher nicht zu vernichten sind, wenn sie einmal die Öffentlichkeit erreicht haben, dass Gedanken nicht zurückgenommen werden können. Insofern ist die Frage nach dem wirklichen Grund der Bücherverbrennung berechtigt. Es war den Initiatoren auch bewusst, dass die schon ins Ausland emigrierten Autoren weiterschreiben und durch die Bücherverbrennung zusätzlichen Zuspruch im Ausland bekommen würden. Selbst die Vernichtung von Manuskripten beseitigte keine Bücher, denn die Autoren hatten vorsichtshalber meist mehrere Manuskripte geschrieben und verteilt; mindestens eines erreichte dann, wie Anna Seghers' Roman *Das siebte Kreuz* beweist, die Öffentlichkeit.

Es war ein Fanal für einen anderen deutschen Geist, den es durchzusetzen galt. Göring formulierte ihn vor Juristen so: „Recht und Wille des Führers sind eins. Es kann nur eine Rechtsauffassung geben, und zwar die, die der Führer selbst festgelegt hat.“ Es konnte nur einen Geist geben, den des Führers. Nach dem Brand sprach einer der Verantwortlichen, Dr. Wolfgang Herrmann, verräterisch von „Autodafés“²⁴, die stattgefunden hätten und Zeitungen verwendeten ebenfalls gern diesen Begriff, es war ein Begriff aus der dumpfsten und schwärzesten Phase der Inquisition. Mit der verkündeten lichten Größe des deutschen Geistes hatte das nichts zu tun, aber das Autodafé erinnerte an die Feuer der Scheiterhaufen, der neue Geist an die Herrschaft der Inquisition.

Begonnen hatten die Vorbereitungen für die Bücherverbrennung an den Universitäten. Das hatte Ursachen: An den wirkungsvoll inszenierten Massenereignissen wie Machtergreifung am 30. Januar 1933 und Fackelzug durch das Brandenburger Tor, dem Feuerzauber des Reichstagsbrands am 27. Februar 1933 mit nachfolgender Verhaftungswelle waren Studentenschaft und akademische Intelligenz allenfalls am Rande beteiligt. Aufgefallen waren sie dabei kaum. Das brachte die Gefahr, bei der Installierung der neuen Macht zu kurz zu kommen. Die Bücherverbrennung bot die geeignete Gelegenheit, sich der nationalsozialistischen Macht zu empfehlen und ihr gleichzeitig eine pseudowissenschaftliche Maske anzubieten: Studenten in Kiel setzten im April 1933 „undeutsche Schriften“ ihrer bisherigen Lehrer auf den Index, Studenten in Dresden erklärten, es sei gegen die Ehre deutscher Studenten, mit Juden, auch ihren Büchern in Berührung zu kommen. Die Kopplung wurde deutlich: Es ging schon um die Vernichtung der Menschen, für die die Bücher vorerst stellvertretend standen und ein Anfang waren. Heinrich Heine, dessen Werke mit verbrannt wurden, hatte es in seinem *Almansor* vorausgesehen: „Das war ein Vorspiel nur, dort, wo man Bücher verbrennt, verbrennt man am Ende auch Menschen.“ Die Propagierung der Vernichtung vollzog sich nicht außerhalb der politischen Ereignisse, sondern die Bücherverbrennung war einerseits der Abschluss eines Ritualisierungsvorganges, bei dem gebändigte Gefühle wie Hass, Selbstherrlichkeit und Wut auf Andersartiges, „Undeutsches“, wieder freigesetzt wurden und die Zivilisation aus dem Geiste der Erziehung des Menschengeschlechts durch heidnische Opferklischees ersetzt werden sollte. Es war aber auch eine Art Speerspitze, um auf Vernichtungen vorzubereiten und Vernichtung als Weiheerlebnis zu installieren.

Der Verlauf ist zu verfolgen: Am 29. März 1933 ordnete der Bundesführer des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes Oskar Stabel an, die Lehrveranstaltungen jüdischer Hochschullehrer zu boykottieren. Vor allen Hörsälen und Seminaren jüdischer Lehrkräfte sollten Studenten demonstrieren und die Veranstaltungen boykottieren. Zur Unterstützung wurden die „studentischen SA- und SS-Männer im Einvernehmen mit dem örtlichen Aktionskomitee“²⁵ befohlen. Sie sammelten die Bücher ein, die „wider den undeutschen Geist“ waren und bereiteten die Verbrennung exakt vor. Der Kampfausschuss „Wider den deutschen Geist“ der deutschen Studentenschaft schrieb an Volksbüchereien und forderte auf, alle Literatur zu entfernen, die auf den beigelegten schwarzen Listen standen. Sie sollten jedoch nicht privat entsorgt werden, sondern einem Beauftragten der Studentenschaft übergeben werden, damit dieser sie zum öffentlichen Vernichtungsort bringen konnte.

24 In jenen Tagen ... Schriftsteller zwischen Reichstagsbrand und Bücherverbrennung. Eine Dokumentation. Leipzig und Weimar: Gustav Kiepenheuer Verlag, 1983, S. 320

25 Anordnung des Bundesführers des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes, Oskar Stabel, vom 29. März 1933 zum Boykott von Vorlesungen jüdischer Hochschullehrer. In: Verfolgung Vertreibung Vernichtung. Dokumente des faschistischen Antisemitismus 1933 bis 1942. Leipzig: Reclam, 1984, S. 48

Am 30. März 1933 teilte die Presse mit, dass Albert Einstein die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt worden sei. Der Weg vom Boykott der Lehrveranstaltungen über die Vertreibung der jüdischen Lehrer bis zur Verbrennung der Bücher war geradlinig und kurz. Konzipiert wurde die Bücherverbrennung von Alfred Rosenberg und dem Propagandaministerium Goebbels. Der Auftakt der Bücherverbrennung auf dem Berliner Opernplatz war eine Vorlesung des neuen Ordinarius für politische Pädagogik, Professor Alfred Baeumler, mit dem Titel „Hochschule, Wissenschaft und Staat“. Das war ein neues Symbol: Wissenschaft und Hochschule ohne diese Bücher, möglichst ohne Bücher überhaupt, möglichst ohne Geist, dafür mit viel mythischer Erinnerung und „blutmäßigem“ Gefühl. Der Akademiker Baeumler machte kein Geheimnis daraus, dass es gegen den Geist und um ein mit Symbolen angereichertes Gefühl ging. Baeumler setzte später dafür den Begriff „Instinkt“ ein, aus dem das „Gestaltdenken“ entstehe. Eingeführt in das „politische und geschichtliche Erkennen“²⁶ habe das nach seiner Ansicht Alfred Rosenberg. In seiner Rede, die die Bücherverbrennung in Berlin einleitete, sagte er, wie die *Vossische Zeitung* am 11. Mai 1933 berichtete: „Eine Hochschule, die im Jahre der Revolution nur von Geist und Idee wisse, aber nichts von Adolf Hitler und Horst Wessel, müsse als unpolitisch bezeichnet werden und verkörpere ein anderes Denksystem, nämlich das eines bildlosen Idealismus. Die Nationalsozialisten aber wüssten um die Symbole und sie wüssten um die Wirklichkeit eines Führers und um die Wirklichkeit einer Fahne.“ Der Typus des Gebildeten sei nicht mehr der Philosoph, sondern der Soldat.²⁷ Der Kreis der Vorbereitung und Begründung schloss sich: Geist sollte durch Instinkt, der Geistige durch den Führer ersetzt werden. Ähnliches wie in Berlin spielte sich in allen deutschen Universitätsstätten ab.

Auch andere Bücherverbrennungen haben stattgefunden: Beim Wartburgfest der Studentenbewegung am 18./19. Oktober 1817 wurden neben Symbolen des Söldnerwesens und des Militarismus - Ulanenschnürleib und Korporalstock - auch Bücher verbrannt, darunter ein preußischer Polizeikodex. Das ließ sich über die studentischen Traditionen nutzen, wenn man es sorgsam sortierte, und es wurde verwendet. Goebbels spielte in seiner Rede an die Studenten deutlich darauf an: Die Studenten hätten in der Vergangenheit das Recht gehabt, „den deutschen Staat, den Unstaat zu berennen und niederzuwerfen“ und „den falschen Autoritäten dieses Unstaates euren Respekt und eure Achtung zu versagen“.²⁸

Mit den Bücherverbrennungen konnten atavistische Instinkte aktiviert werden, der Feuerzauber siegte über die Verführung durch Geist. Da wusste man die Masse hinter sich; nur für ein Drittel der Menschen bedeuten Bücher viel. Für ein weiteres Drittel bedeuten Bücher gar nichts. Die Vernichtung der Bücher war das Mittel, um Instinkte zu wecken. Das wurde in den Begleittexten bei der Verbrennung deutlich: Sie hatten Beschwörungscharakter, schufen ein ritualisiertes Gemeinschaftserlebnis der geweihten Masse und verbanden sich mit Dämonenvernichtung. Mit großer Geste und gewaltigen Worten wurden Bücher in die Flammen geworfen: „Gegen Dekadenz und moralischen Verfall! Für Zucht und Sitte in Familie und Staat! Ich übergebe der Flamme die Schriften von Heinrich Mann, Ernst Glaeser und Erich Kästner“. Das war gezielt und präzise formuliert; für jedes verbrannte Buch wurde die „richtige“ Begründung gegeben. 1931 wurde Erich Kästners Roman *Fabian. Die Geschichte eines Moralisten* veröffentlicht; er wurde von den Faschisten 1933 wie kaum ein anderer gehasst, weil er auf schlichte Weise die Zerstörung menschlicher Verhaltensweisen beschrieb. Das änderte sich, nachdem Kästner jedes Auffallen vermied und schließlich sogar seit 1940 offiziell für die Ufa als Drehbuchautor tätig sein durfte. - Sigmund Freuds Schriften wurden mit der Beschwörungsformel in das Feuer geworfen: „Gegen seelenzerfasernde Überschätzung des Trieblebens, für den Adel der menschlichen Seele!“

Die Bücherverbrennung war Teil einer Inszenierung, mit der ein Volk auf seine scheinbar heldische heidnische Vergangenheit eingeschworen werden sollte, die auch ohne Bücher auskam und nur Priester kannte, die den Geist besaßen. Die Struktur dieser Gemeinschaft war „eine mytische Blutsverbundenheit der Kämpfer mit dem Führer“, „so mögen in Urzeiten die Krieger der wandernden nordischen Völker ihren Herzögen zugejubelt haben, so mögen sie mit seinem Namen, den heut ein

26 Alfred Baeumler: Alfred Rosenberg und der Mythos des 20. Jahrhunderts. München 1943, S. 13

27 Joseph Wulf: Literatur und Dichtung im Dritten Reich. Eine Dokumentation. rororo 1966, S. 47

28 Joseph Wulf, a.a.O., S. 50

namenloses Steinzeit-Grab deckt, sich dem Tod entgegengeworfen haben“.²⁹ Ein Volk wurde eingestimmt, seine Größe außerhalb der Weltzivilisation zu suchen und die Weltkultur als ersetzbares Anhängsel eigener Größe zu verstehen, auf das mühelos verzichtet werden kann. Das Feuer bestimmte Akte dieser Inszenierung: die Machtergreifung am 30. Januar, den Reichstagsbrand am 27. Februar, den Judenboykott am 1. April, die Bücherverbrennung im Mai 1933. Albert Einstein erklärte diese Entwicklung, „den Zustand im jetzigen Deutschland als einen Zustand psychischer Erkrankung der Massen“.³⁰ Der geniale Physiker irrte: Es war eine groß angelegte Gehirnwäsche, mit der die Verfügbarkeit eines Volkes für Verbrechen hergestellt wurde. Eingeschworen wurde die Bevölkerung auf das Feuer der Vernichtung, auf den Kampf gegen nächtliche Dämonen, auf den Krieg. Die AIZ zeigte auf einem Titelbild Goebbels und brennende Bücher, stellte *Im Westen nichts Neues* und einen Kisch-Band heraus und betitelte das Titelbild *Durch Licht zur Nacht*, versehen mit dem Spruch „Also sprach Dr. Goebbels: Lasst uns neue Brände entfachen, auf dass die Verblendeten nicht erwachen!“

Bereits am 11. Mai verbannte der Vorstand des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zwölf Schriftsteller aus dem Buchhandel und aus den Bibliotheken: Feuchtwanger, Ernst Glaeser, Arthur Holitscher, Alfred Kerr, Kisch, Emil Ludwig, Heinrich Mann, Ernst Ottwaldt, Plivier, Remarque, Kurt Tucholsky, Arnold Zweig. Eine Liste mit 131 Autoren folgte. Wenn bestimmte Autoren fehlten, wurde zynisch darauf hingewiesen, dass verantwortliche Büchereien diese gar nicht geführt hätten. Auf den Listen wurden zwölf Autoren mit einem Kreuz versehen, es waren die, die als „eigentliche Schädlinge“ galten und deshalb begründet die „Hauptrolle“ bei den Verbrennungen gespielt hätten: Es waren die zwölf Namen der ersten Liste des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels. - Manche Namen wurden durch die Listen vor der Vergessenheit bewahrt: Alfred Schirokauer, Heinz Liepmann. Andere Namen geben ein Rätsel auf, hatte doch längst die Zeit ihr Urteil gefällt und die Werke in die Liste der bleibenden Literatur eingereiht: Berta von Suttners *Die Waffen nieder*, Hanns Heinz Ewers *Vampir* und *Alraune*, pikant deshalb, weil Ewers ein sehr frühes Mitglied der NSDAP war und 1932 eine Erzählung *Horst Wessel* geschrieben hatte.

Was übersehen wird: Es waren nicht nur deutschsprachige Autoren auf den Listen, die der Bücherverbrennung folgten und die den Titel „Prinzipielles zur Säuberung der öffentlichen Büchereien“ trugen, dort standen auch Hemingway, Upton Sinclair, Fjodor Gladkow, Dos Passos und andere. Bis zum 21. Mai 1933 hatte die politische Polizei in Berlin etwa 10 000 Zentner Bücher und Zeitschriften beschlagnahmt und in die Ställe der ehemaligen berittenen Schutzpolizei geschafft.

Was vor 90 Jahren geschah ist aktuell. Das Gedächtnis der Menschheit taugt wenig; Abschied nehmen muss man wohl auch vom Glauben, Erfahrungen könnten etwas bewirken. Zum 50. Jahrestag der Bücherverbrennung plante München als einzige deutsche Großstadt keine Gedenkausstellung zu dem Gedenktag. Als ein privater Sammler, der den größten Bestand der betroffenen Bücher und Autoren gesammelt hat, auf eigene Rechnung eine Gedenkausstellung organisierte, fand er keine Resonanz: Die „Angelegenheit sei nicht wichtig genug, um darüber zu berichten.“³¹

Dichter und Schriftsteller wehrten sich 1933; 1934 veröffentlichte Emil Ludwig *Führer Europas. Nach der Natur gezeichnet* und betrachtete dieses Buch „als Antwort auf die Scheiterhaufen des vorigen Jahres“. Der Verlag Allert de Lange in Amsterdam, einer der wichtigsten Exilverlage für die deutsche Literatur, reagierte auf Verfolgungen deutscher Schriftsteller mit Verträgen für sie: Schon am 25. April 1933 schloss er mit Georg Hermann, der als einer der ersten Schriftsteller Deutschland verlassen hatte, einen Vertrag.

Die **Vogtlandbibliothek** führte am 06. Mai 2023 eine Festveranstaltung anlässlich des 220. Geburtstages von Julius Mosen am 8. Muli 2023 durch:

29 Johann von Leers: Adolf Hitler, Leipzig 1933, S. 59. Vgl. Joseph Wulf, a.a.o., S. 119

30 Brief Albert Einsteins vom 5. April 1933 an die Preußische Akademie der Wissenschaften. In: a.a.O., S. 52

31 Hubert Leber: Der Lückenfüller. In: Literaturen, hrsg. von Friedrich Berlin Verlag, Berlin 2003, Heft 5, S. 21

Julius Mosen und die Vogtlandliteratur –Facetten der Plauener Stadtgeschichte

(Vgl. *Literaturpanorama* 2021, Nr. 8; 2022, Nr. 5, 6-7, 10)

Im 1. Teil der Veranstaltung wurde im 2. Obergeschoss eine Ausstellung mit Büchern der Preisträger des *Vogtländischen Literaturpreises* eröffnet:

2018 Volker Müller und Prof. Dr. Rüdiger Bernhardt
2022 Dr. Jörg M. Pönnighaus und Prof. Dr. Siegfried Schönherr

(vgl. *Literaturpanorama* 2022, Nr.11)

Die Fachdirektorin der Bibliothek Frau Grit Güttler, führte die Besucher in die Aufgaben und die Wirksamkeit der Bibliothek ein, die Leiterin der Regionalbibliothek Maria Uebel informierte engagiert und wirkungsvoll über die vielfältigen Aufgaben, die sich alltäglich ergeben. Dr. Frieder Spitzner sekundierte mit der Darstellung der Rolle der anwesenden *Vogtländischen Literaturgesellschaft Julius Mosen*. Bedacht wurden auch die Möglichkeiten der Zusammenarbeit.

Im 2. Teil der Veranstaltung beschäftigten sich die Teilnehmer anlässlich des 220. Geburtstages von Julius Mosen am 8. Juli 2023 mit offenen Themen im Umfeld des Dichters und Dramaturgen.

Dieter Seidel (Potsdam):

Das Wirken der Plauer Mosenforscher Karl Rödiger, Dr. Hermann Schuller und Dr. Max Zschommler im Zeitraum von 1890 bis 1930

Im Internet und in der „Liste der Persönlichkeiten der Stadt Plauen“ erhält man zu den drei genannten kein Ergebnis.

Nach einigen biografischen Angaben legte der Referent den Schwerpunkt seiner Ausführungen auf den Oberlehrer am königlichen Gymnasium Plauen Karl Rödiger, der Gründungsmitglied und langjähriger Vorsitzender der „Vereinigung vogtländischer Schriftsteller, Künstler und Kunstfreunde zu Plauen“ war. Dieser eröffnete 1917 im königlichen Gymnasium in Plauen ein *Mosenzimmer*. Die dort gezeigten Exponate wurden um 1925 vom 1923 gegründeten Vogtlandmuseum übernommen. Dr. Hermann Schuller, Seminaroberlehrer am königlichen Lehrerseminar in Plauen, war ein exzellenter Kenner der Werke von Julius Mosen. Sein großes Verdienst besteht in der Einordnung Mosens in die deutsche Literaturgeschichte, in zahlreichen Abhandlungen, Zeitungsartikeln und Vorträgen. Er ordnete die meist als „vaterländisch“ bezeichneten Gedichte Mosens richtiger Weise als „Zeitgedichte“ ein, verweist auf seine Beziehungen zu den Jungdeutschen und auf seine romantischen Wurzeln, besonders in seinen Gedichten mit Heimatbezug.

Prof. Dr. Max Zschommler war Lehrer für neuere Sprachen am königlichen Gymnasium Plauen und leitete es von 1913 bis zu seinem Tode 1915 als Konrektor. Er hat mit der Herausgabe und Ergänzung von Mosens „Erinnerungen“ 1893 und der vierbändigen Ausgabe „Ausgewählter Werke“ 1899 erfolgreich Mosen und Werk wach gehalten. Umfangreiche Veröffentlichungen der Tagebücher seiner Italienreise, der Briefe Mosens, Beiträge zu seinen Aufenthalten in Leipzig, Köhren, Dresden und Oldenburg und weiteren Details aus Mosens Leben in Zeitschriften und Zeitungen sowie ausführliche Besprechungen der vorgelegten Dissertationen.

Leider fehlte die Zeit, um ausführlich auf die zwölf Dissertationen einzugehen, die in diesem Zeitraum vorgelegt wurden. Die drei Persönlichkeiten werden einzeln oder gemeinsam als wertvolle Quellen genannt. Besonders die 1912 von Werner Mahrholz vorgelegte Untersuchung „Julius Mosens Prosa“ ist interessant. Dr. Mahrholz fasst im Schlusswort zusammen, dass „...Mosen von der Romantik angesogen, aber auch von der Jungdeutschen Tagesströmung fortgerissen wird.“ Vielleicht ein Kolloquium zu den Dissertationen wäre sinnvoll.

Den Abschluss des Vortrages bildete ein Rundgang durch das Mosenzimmer 1921, nach einer Veröffentlichung von Karl Rödiger in der *Neuen Vogtländischen Zeitung*.

Prof. Dr. Rüdiger Bernhardt (Bergen i.V.):

Julius Mosen als Dramaturg des Vormärz - Dramaturg in Oldenburg

Julius Mosen suchte stets den Kontakt zur Bühne und zu Dramatikern, in Dresden zu Ludwig Tieck, der von 1825 bis 1841 Dramaturg am Hoftheater in Dresden war. Es wurde spekuliert, dass Mosen in Dresden als Dramaturg Nachfolger Ludwig Tiecks werden könnte,³² denn der war 1841 vom preußischen König Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen worden. Doch der Dresdner Boden war für den Dramatiker Mosen nicht günstig; ein ungleicher Konkurrenzkampf entstand in Dresden zwischen Mosens „Herzog Bernhard“ (*Bernhard von Weimar*) und Richard Wagners Oper *Rienzi*, die – so Mosen – „gefährlichste Probe, welche ein rezitierendes Schauspiel nur zu bestehen haben kann“³³. Das Schauspiel hatte in dem kunstverständigen, aber konservativen Dresden kaum eine Chance gegen die Oper; andererseits war die Oper für Mosen eine „Vergeudung der Kräfte“³⁴. Das galt auch für die Dichter des Jungen Deutschland: Die Oper war das Werk für die Hoftheater, das Schauspiel für die städtischen Bühnen bzw. die Wanderbühnen. Oper und Schauspiel schlossen sich weitgehend aus.

Mosens Freund Adolf Stahr (1805-1876), der in Oldenburg als Konrektor, Professor und Kritiker wirkte, unterstützte Mosen in seinen dramaturgischen Vorstellungen, die besonders geprägt wurden von der Frage nach der Nation, von den sozialen Konflikten, die die Jungen Deutschen und die Vormärz-Dichter behandelten. So füllte Mosen den Spielplan in Oldenburg Werken des Jungen Deutschland, die er teilweise während seines Aufenthaltes in Dresden kennengelernt hatte. Seine Dramen bzw. die, die er aufführen ließ, wollten die Diskussion, sie wollten politische Stücke sein. Hinzu kam ein umgreifendes Interesse für Hegel, das er sich in seiner Dresdner Zeit aneignete und das ihn zu den Linkshegelianern führte.

Mosens Berufung nach Oldenburg 1844 war eine der ersten Berufungen an die Generation des Jungen Deutschland. Karl Gutzkow (1811-1878) ging 1847 nach Dresden, Robert Prutz (1816-1872) 1847 nach Hamburg, Heinrich Laube (1806-1884) wurde 1849 Burgtheaterdirektor in Wien. Gutzkow erinnerte sich später an den „Enthusiasmus“, der „die Julius Mosen, Prutz, Stahr, Gall, Laube usw. für eine Bühnenreform ergriffen hatte“.³⁵ Sie alle strebten eine Theaterreform an, die auf ein Nationaltheater zielte. Es war dringlich, denn das Nationaltheater sollte ersetzen, was nicht vorhanden war: die Nation. Diesen Gedanken verfolgte Mosen und legte ihn seiner dramaturgischen Tätigkeit in Oldenburg zu Grunde. Begleitet wurde das von gesellschaftskritischen Überlegungen, die sich aus den Begegnungen mit den Linkshegelianern Arnold Ruge, einem späteren Mitarbeiter von Karl Marx, und Theodor Echtermayer ergaben: „Mit Ruge bin ich in letzter Zeit häufig zusammen gekommen: er ist eine gesunde Revolutionsnatur.“³⁶ Beide gaben die „Halleschen Jahrbücher“

32 Vgl. Brief an Adolf Stahr vom 13./15. Oktober 1842, in: Ludwig Geiger (Hg.), Aus Adolf Stahrs Nachlass. Briefe von Stahr nebst Briefen an ihn ..., Oldenburg/Leipzig 1903, S.°37.

33 Brief an Stahr vom 30. Oktober 1842, in: ebda., S.°38.

34 Julius Mosen, Vorwort, in: Adolf Stahr, Oldenburgische Theaterschau, Oldenburg 1845, 1. Teil, S.°VI.

35 Karl Gutzkow, Rückblicke auf mein Leben, in: Ders., Werke, hg. von Peter Müller, Leipzig/Wien o.J., 4.°Bd., S.°368.

36 Brief an Stahr vom August 1842, in: ebda., S.°35.

heraus, die, weil sie im preußischen Halle verboten wurden, als „Deutsche Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst“ 1841 in Dresden weitergeführt wurden.

Konsequenterweise – und da Begegnungen mit Georg Herwegh dazukamen – beschäftigte sich Mosen parallel zu den dramaturgischen Problemen mit dem Verhältnis von Dichtung und Partei, Politik und Kommunismus, fand in Adolf Stahr einen bereitwilligen Gesprächspartner, lehnte „den Umsturz der Verhältnisse“ persönlich ab, sah sich und Stahr aber als „Girondisten“, für die Revolutionen notwendig, weil sie gesetzmäßig seien: „Warum soll ich die Terroristen lieben? – Sie sind notwendig!“³⁷

Unter dem Großherzog Paul Friedrich August (1783-1853), als Großherzog August I. von Oldenburg, erlebte das 1815 zum Großherzogtum erhobene Oldenburg ab 1829 einen politischen und wirtschaftlichen Aufschwung. Das Hoftheater Oldenburg war, nach dem Schauspieler und Theaterleiter Devrient (1801-1877), „in seinem Bemühen um poetische Erhebung und Ausbildung des Zusammenspiels ... ein sehr rühmliches Beispiel“. Die Bedingungen waren günstiger als in anderen Residenzstädten und für das moderne Drama geeignet, aber das Oldenburger Theater war zu klein, um nationale Anerkennung zu erhalten, von bedeutenden Bühnen zu weit entfernt, das Publikum war provinziell und kaum aufgeschlossen für Mosens Bemühungen; „ein belebendes Element, wie Düsseldorf es in seiner Kunstakademie besaß, ging ihm ab“³⁸.

Im März 1844 hatte Mosen dem Intendanten von Gall einen Vorschlag für den Spielplan 1844/45 gemacht, der seine Idee vom modernen Drama im historischen Gewand mit der Idee Lessings, „dass die deutsche Nation allerdings ein Nationaltheater hat“³⁹, verbinden sollte. Am 20. Mai 1844 nahm er seine Arbeit als Dramaturg am Hoftheater vor Ort auf, schon latent an einer syphilitischen Erkrankung leidend.⁴⁰ Zwei Jahre blieben ihm für seine konzeptionellen Überlegungen zu Drama, Spielplan und Interpretationsangeboten sowie ihre Verwirklichung und die Erfüllung der „freudigsten Erwartungen“. Bei der Spielplangestaltung ist, bedenkt man die Verbote der Schriften des Jungen Deutschland seit 1835, der Anteil jungdeutscher Schriftsteller, die neben den deutschen Klassikern Goethe und Schiller, Shakespeare und Calderon bereits 1844/45 – Mosens erster Spielzeit – zu finden sind, erstaunlich: Außer Stücken Mosens wurden mehrere Stücke Gutzkows, aber auch Heinrich Laubes und Robert Prutz‘ gespielt, heute weitgehend vergessen, damals der Inbegriff des Aufruhrs gegen das zersplitterte deutsche Staatsgebilde, deshalb verboten und verfolgt. Ähnlich sah der Spielplan für 1845/46 aus. Mosen gelangte so durch die praktische Theaterarbeit in Oldenburg zu seinen Positionen einer modernen Dramatik.

Im Juli 1844 war der öffentliche Streit um das Theater in Oldenburg zur Ruhe gekommen. Grund war die Resonanz aus dem „Ausland“: In den „Mitteilungen“ erschien ein Bericht aus Nürnberg nach einer Aufführung von Mosens „Der Sohn des Fürsten“ in Bayern, in dem es hieß: „Das Oldenburger Hoftheater gibt überhaupt in der neuesten Zeit allen Denen, die sich an den Interessen der deutschen Bühnen beteiligen, zu den erfreulichsten Hoffnungen Anlass ... Ein Intendant (Hr. v. Gall), der in seiner mit vieler Sachkenntnis und einem edeln Enthusiasmus geschriebenen Broschüre *Der Bühnenvorstand* mit Leib und Seele für seine,

37 Brief an Stahr vom 3.°Dezember 1842, in: ebda., S.°44.

38 Eduard Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst. In zwei Bänden neu herausgegeben von Rolf Kabel und Christoph Trilse, [Ost-]Berlin 1967 (auch München 1967), Bd. 2, S.°268.

39 Brief vom 2. März 1844 an Stahr, in: Geiger (s. Anm. 4), S.°86.

40 Heinz Zehmisch, Der vogtländische Dichter, Hofrat Dr. phil. h.c. Julius Mosen und sein 20-jähriges Siechtum, in: Ärzteblatt Sachsen. Offizielles Organ der Sächsischen Landesärztekammer, 22. Jahrgang, März 2011, S. 130-133, hier S. 132 (mit Quellen aus dem Niederländischen Landesarchiv – Standort Oldenburg, dort in der Dienstbibliothek vorhanden).



41 „Theater“, in: Mitteilungen aus Oldenburg (s. Anm. 29), Nr. 28 (13. Juli 1844), S.°122.

42 Vgl. Seidel (s. Anm. 28), S. 289 f.

43 Brief Mosens an Stahr vom 22. April 1847, in: Geiger (s. Anm. 4), S.°139.

44 Hermann Hettner, Schriften zur Literatur, Ausgabe Berlin 1959, darin auch „Das moderne Drama“. Die folgenden Seitenzahlen beziehen sich auf diese Ausgabe.

Marginalien

**Falkenstein –
Eigentlich ist das Falkensteiner Kino geschlossen, es scheint ein Auslaufmodell zu sein.**

Für die Abschlussveranstaltung der 9. Vogtländischen Mundarttage wurde es noch einmal aktiviert.

von Thorald Meisel

Ist die vogtländische Mundart auch ein Auslaufmodell? Doris Wildgruben, die Cheforganisatorin der dreitägigen Veranstaltung verneint das vehement. Obwohl die bislang letzten Mundarttage coronabedingt 2019 stattfanden, hätten die Lesungen an den Schulen, ob in Markneukirchen oder Falkenstein, erneut große Nachfrage gefunden. „Auch die Abendveranstaltungen in Erlbach, Plauen, Oelsnitz und Falkenstein hatten wieder ihr Publikum“, konstatierte sie. Allerdings ist die Zahl aktiver Autoren im Vogtland weiter rückläufig und der Altersdurchschnitt sehr hoch.

Das Interesse an vogtländischer Mundart und deren Büchern erlebt wiederholt Höhen und Tiefen. Von *Sue Ploch* mit Geschichten aus dem Dorfleben von Zobes der 1940-er Jahre, geschrieben von Sieglinde Röhn, wurden über 2000 Exemplare verkauft, von *Unner Sprooch* und *Hunnert Tipps for alte Leit* von Martina Dressel aus Grünbach jeweils mehr als 500. Auch von *Horcht ner naus, wie's winseln tut* (2017) von Manfred Zill aus Willitzgrün haben inzwischen fast alle 500 Exemplare Leser gefunden. Mit *Is muss netbgrafMallortvcasaalete* er 2021 das dritte Mundartbuch vor.

Wolfgang Wild aus Klingenthal brachte 2020 das Buch *wos aen en Leem su onderkimmt* heraus, das auch eine CD mit den gesprochenen Texten sowie Akkordeonmelodien von Andreas Schertel enthält. Der Falkensteiner Eberhard Navratil zog 2020 mit *Des woars frs Erscht* einen Schlussstrich. Zehn Bücher legte er innerhalb von 12 Jahren vor. Weitere Neuerscheinungen sind vorerst wohl nicht zu erwarten, zumal es durch das Sterben vieler kleiner Buchläden auch kaum noch Vertriebsmöglichkeit gibt.

Doris Wildgrube versucht mit viel Engagement, über eine Zusammenarbeit der Vereine mit der Region der Mundart weiter eine Plattform zu geben. So organisierte der Heimatverein Topas für die Autoren eine Besichtigung des Tannenbergsthaler Herrenhauses. In Zwota wurde die Ausstellung über den Mundartdichter Max Schmerler besucht, in Falkenstein die Sonderschau zu Friedrich Barthel und Bruno Paul.

Für den Autor Manfred Zill ist die Mundart ein sprachliches Kulturgut voller Originalität, dass man ebenso erhalten sollte, wie Fachwerkhäuser oder andere historische Bauten. „E Sproochislewendich, sue lang mer se am Leben lässt“, ist er überzeugt.

Im Literaturpanorama Nr. 3-4/2023 wurde im Beitrag über Egon Erwin Kisch von dessen Bemühungen um Max Hoelz berichtet. Unser Leser Dieter Seidel, Mitglied der Gesellschaft, nahm das zum Anlass, über seine Hoelz-Erlebnisse zu berichten:

Dieter Seidel (Potsdam)

Max Hoelz (1889 - 1933) - Rebell oder Verbrecher?

Ich war etwa 8 oder 9 Jahre alt, als ich zum ersten Mal den Namen Max Hoelz hörte. Auf einer Geburtstagsfeier einer meiner fünf Tanten sagte auf einmal einer der Anwesenden: „Wenn drHoelzen Max noch lebmdett, dr würd aber drzwischenfahrn.“ Um was für eine politische Anordnung oder Anweisung der damaligen neuen DDR-Regierung es konkret ging habe ich, da ich mit meinen Cousinen spielte, nicht mitbekommen. Nahm mir aber fest vor, meinen Opa nach dem Hoelzen Max zu fragen. Gesagt, getan! „Sag mal Opa, hast du den Hoelzen Max gekannt?“ „Nu freilich, meiGunger.“ Ich setzte mich zu ihm auf die Ofenbank und hörte gespannt zu, was er über ihn erzählte.

Er stammte aus der Riesaer Gegend und sei so um 1911 nach Falkenstein gekommen. Bei einem Landvermesser war er angestellt, hat aber auch als Filmerklärer im Kino gearbeitet. Die Weibsbilder sind ganz verrückt nach ihm gewesen, da er ein schöner Mann war, gut Klavier spielen konnte und mit seiner tiefen Stimme die Handlung der Stummfilme mit viel Gefühl erklärt habe. Er hat schließlich, ich glaube es war sogar eine Kriegstraumung, die Buchheims Klara, die Tochter vom Spediteur Buchheim, geheiratet.

Im November 1918 kam er nach Falkenstein zurück, gründete einen Arbeiter- und Soldatenrat, und war dessen Vorsitzender. Von einigen Fabrikanten wurde er unterstützt, und er hat damals vielen Arbeitslosen geholfen. In Plauen und Falkenstein stürmte er mit seinen Anhängern die Gefängnisse und befreite die Gefangenen. Er hat sein Hauptquartier im Schloss derer von Trützschler zum Falkenstein eingerichtet. In unserer Straße, die damalige Kaiser Wilhelm Straße, nach dem 2. Weltkrieg in Südstraße und dann in Dr. Wilhelm Külz Straße umbenannt, wurden auf seinen Befehl fünf Villen niedergebrannt. So die Villa vom Baumeister Kaiser und die Villa vom Fabrikanten Thorey. Nachdem die Reichswehr dem revolutionären Spuk in Falkenstein ein Ende gesetzt hatte, ist er ins Mansfelder Land gegangen, hat weiter gekämpft, wurde verhaftet und verurteilt. Kam dann aber frei und ging in die Sowjetunion, wo er Anfang der dreißiger Jahre in der Oka ertrank. Im Museum hängt im Trützschler Zimmer ein Bild von ihm.

Als im Schloss wieder zur Adventszeit die alljährige Schnitzer Ausstellung stattfand, schaute ich mir auch die Exponate des Heimatmuseums im gleichen Gebäude an. Das Trützschler Zimmer war vor allem Wilhelm Adolf von Trützschler gewidmet. Dieser war Abgeordneter in der Frankfurter Paulskirche, nahm 1849 aktiv an der Badischen Revolution teil, und wurde am 14. August 1849 in Mannheim vom preußischen Militär standrechtlich erschossen. An einer Seite waren die Bilder von den Falkensteinern angebracht, die während der Nazizeit umgekommen waren. Auch eine Photographie von Max Hoelz war zu sehen, ein Mann mit dunklen Haaren und einem Schnauzer. Darunter lag ein Buch, dessen Titel ich mir damals aber nicht merkte, wo ebenfalls ein Bild von ihm auf der Titelseite zu sehen war.

Weder in der Grund- oder Berufsschule, oder später an der Hochschule hörte ich dann etwas von ihm. Er war zur Unperson geworden. Die DEFA drehte 1972 eine Adaption mit dem Titel „Wolz“. Diesen Film habe ich nicht wahrgenommen.

1983 erschien im Verlag Neues Leben Berlin „Max Hoelz, Wege und Irrwege eines Revolutionärs. Biografie von Manfred Gebhardt“ und ein Jahr später im Mitteldeutschen Verlag Halle – Leipzig „Vom Weißen Kreuz zur Roten Fahne“ seine Autobiografie, im Zuchthaus niedergeschrieben, das Buch, dessen Erstausgabe ich im Museum Falkenstein wohl gesehen hatte.

Mein Opa, stellte ich fest, hat mir sehr anschaulich seinen Aufenthalt und Wirken in Falkenstein beschrieben. Von den angezündeten Villen in unserer Straße stand in beiden Büchern sehr wenig. Hoelz hat immer bestritten, einen Befehl zum Abbrennen der Villen gegeben zu haben.

Dagegen steht das Flugblatt mit dem Aufruf zum individuellen Terror, wenn ein Einmarsch der Sicherheitspolizei oder der Reichswehr in die Stadt Falkenstein erfolgen sollte:

Diktatur des Proletariats!

Wir haben mit unseren roten Truppen den Ort besetzt und verkünden hiermit das proletarische Standrecht, das heißt, dass

jeder Bürger erschossen wird,

der sich nicht den Anordnungen der militärischen Oberleitung fügt.

Im selben Augenblick, wo uns gemeldet wird, dass Sipo oder Reichswehr im Anmarsche ist, werden wir sofort

**die ganze Stadt anzünden
und die Bourgeoisie abschlachten.**

(Zitiert nach: Hugo Portisch, Hört die Signale, dtvsachbuch, 1993, Seite 155.)

Diesen eindeutigen Aufruf zum Terror, obwohl er diesen nicht persönlich, wie sonst üblich,

unterzeichnete, haben beim tatsächlichen Einmarsch der Reichswehr 1920 bestimmt einige seiner Kämpfer wörtlich genommen und diesen auch befolgt. Vor Gericht verteidigte sich Hoelz damit, dass er nur Angst und Schrecken verbreiten wollte und nicht zum Handeln aufgefordert habe.

1997 erschien im Verlag Grimm & Co. GmbH „Heimweh nach Falkenstaa. Eine bebilderte Liebeserklärung an die Stadt Falkenstein im Vogtland.“ von Günther Pfau. Auf Seite 37 ist eine Postkarte „Max Hölz, der Führer des Roten Arbeiter- und Soldatenrates in Falkenstein umgeben von den niedergebrannten Villen“ abgebildet. Dargestellt ist ein Brustbild von M. Hölz in der Mitte in Militärkleidung, darüber „Falkensteiner Schloß i. Vogtland Hauptquartier des M. Hölz“, und die Ruinen der fünf abgebrannten Villen in Bildern gezeigt. „Villa des Baumeister Kaiser“, „Villa des Fabrikbesitzers Thorey“, „Villen vom Baumeister Baumann & Kaufmann Lange“ und „Villa Krötenherd“.

In der Hoelz Biografie steht dazu die Einschätzung: „Die Reaktion nützt die brennenden Villen sofort aus. Sie lässt Postkarten mit dem Bild von Hoelz und den fünf niedergebrannten Häusern drucken, als Beweis für die angebliche Brutalität dieses Mannes.“ [Zitiert nach: Max Hoelz, Wege und Irrwege eines Revolutionärs. Biografie von Manfred Gebhardt. Verlag Neues Leben Berlin 1983. Seite 97]

Max Hoelz ein „Ritter der Armen“ ein „Roter Husar“, der im Vogtland eine rote Republik errichten wollte, oder doch nur ein „Gemeiner Verbrecher“? Die Meinungen gehen bis heute auseinander. 1918 tritt er in die Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands [USPD] ein und wechselt 1919 in die Kommunistische Partei Deutschlands [KPD]. Er hält sich nicht an die Parteilinie und wird ausgeschlossen. Daraufhin wird er Mitglied in der linken Abspaltung der Partei der Kommunistischen Arbeiterpartei Deutschlands [KAPD]. 1921 wird er zu lebenslangem Zuchthaus verurteilt. Als Gefangener erscheint er wieder nützlich für die KPD Führung, wird wieder aufgenommen, und als ein Opfer der Reaktion, ein Märtyrer der Arbeiterklasse in der Propaganda dargestellt. 1923 verleiht ihm den Rotbannerorden. Für seine Freilassung, als klar wurde, dass der Hauptanklagepunkt, der angebliche Mord des Gutsbesitzers Heß, fallengelassen werden musste, setzen sich bedeutende Intellektuelle wie Bert Brecht, Otto Dix, Albert Einstein, Lion Feuchtwanger, Heinrich George, Oskar Maria Graf, Wieland Herzfelde, Egon Erwin Kisch, Käthe Kollwitz, Heinrich und Thomas Mann, Joachim Ringelnatz, Kurt Tucholsky, Heinrich Zille und Arnold Zweig für ihn ein. 1928 beschließt das Reichsgericht seine Freilassung. Er besucht noch einmal das Vogtland, tritt unter anderem in Bad Elster auf und wird dort brutal zusammengeschlagen, geht 1929 in die Sowjetunion, agitiert in den Betrieben von Leningrad und Moskau. Hoelz gerät mit seiner kompromisslosen Haltung immer wieder in Konflikte mit der offiziellen Linie der Komintern und der Führung der KPD in der UdSSR. Von der Partei wird Hoelz von Moskau zur Arbeit in einen Sowchos verpflichtet. Dieser befindet sich in der Nähe der Stadt Gorki, die heute wieder Nischni Nowgorod heißt. Bereits 1932 kommt Hoelz ins Visier der Geheimpolizei, die eine „konterrevolutionäre, trotzkistisch-terroristische Verschwörung“ um ihn und Erich Wollenberg (Wollenberg – Hoelz – Verschwörung) konstruiert. Vom NKWD wird er am 15. 09. 1933 ermordet. Sein Grab ist erhalten und befindet sich auf dem Bugrowskoje Friedhof in Nischni Nowgorod. Offiziell wird angegeben, dass er bei einem Unfall in der Oka ertrunken sei. Erich Wollenberg wird am 4. April 1933 aus der KPD ausgeschlossen, jedoch nicht verhaftet. Ihm gelang 1934 die Flucht aus der UdSSR nach Paris.

Wie ging die DDR mit ihm um? War er in den Anfangsjahren zumindest noch im Heimatmuseum von Falkenstein präsent, so wurde etwa ab Mitte der fünfziger Jahre nicht mehr an Hoelz erinnert. Zum 50zigsten Todestag erschien im Neuen Deutschland von seinen Biografen Manfred Gebhardt ein Artikel: „Eine legendäre Gestalt vieler Klassenkämpfe. Vor fünfzig Jahren starb der Revolutionär Max Hoelz.“ Gleich zu Beginn sicherte sich der Autor ab, als er aus Erich Honeckers Lebenserinnerungen zitiert, dass Max Hoelz „...eine legendäre Gestalt aus manchen Klassenkämpfen Mitteldeutschlands...“ gewesen sei. Gebhardt versuchte mit der Aussage: „Die Geschichtsschreibung brauchte und braucht Zeit, die heroischen Wege, aber auch Irrwege dieses Revolutionärs differenziert zu werten und seinen Kampf in die großen Kämpfe seiner Zeit einzuordnen.“ das lange Schweigen um seine Person zu begründen.

Zum 100. Geburtstag am 14. Oktober 1989 wurde in Falkenstein ein Denkmal für Max Hoelz enthüllt. Einen Monat später fiel die Mauer und am 02. Februar 1990 wurde es wieder entfernt. Auch die 2. Polytechnische Oberschule in Falkenstein, die ehemalige 2. Grundschule, in die ich 1947 eingeschult

wurde und 8 Jahre lang besuchte, erhielt aus dem gleichen Anlass den „Ehrentitel“ Max Hoelz, und verlor ihn ebenfalls nach dem Mauerfall wieder. Heute ist es die „Wilhelm Adolf von Trützschler Mittelschule“.

Für viele war Max Hoelz ein Rebell. Manche verglichen ihn mit dem legendären Stülpner Karl, der Rebell des Erzgebirges, der vor 100 Jahren die armen Leute unterstützte. Hoelz handelte spontan, setzte sich für die Arbeitslosen ein, nahm Gelder von den Reichen und verteilte diese unter den Armen. Mit seinen Auffassungen, und noch mehr mit seinen revolutionären Aktionen, passte er so recht in keine der damaligen kommunistischen oder sozialdemokratischen Parteien, aber zeitweise erschien Hoelz den führenden Kräften der KPD und auch der KPdSU(B) für bestimmte Aktionen nützlich. An ihm reiben sich noch heute Befürworter und Gegner.

Nach meiner Meinung gehört der Hoelzen Max zur Geschichte des Vogtlandes in Jahren von der November-Revolution 1918 bis zum Papp-Putsch 1920 – ganz besonders aber zur Geschichte der Stadt Falkenstein – dazu.

Das nächste *Literaturpanorama* erscheint voraussichtlich am 15. Juli 2023.